

Unverwarteter Empfang.

Eine lustige Weihnachtsgeschichte von Otto Eichstedt.
(Nachdruck verboten.)

Heinz von Bartholdy hatte die miserabelste Kanne von der Welt und starrte, an den Enden des flotten, blonden Schnurrbarts kauend, mit einem ingrimmigen Gesicht in die früh hereinbrechende Dämmerung des kurzen Weihnachtstages hinaus.

Kein Wunder! Denn mit dem Weihnachtstags war's nichts! Diese Tatsache war Heinz von Bartholdy heute Mittag zur Gewissheit geworden.

„Mein lieber Bartholdy, auf ein Wort,“ hatte sein Oberst Heinz nach dem Dienst zu sich herangewinkt, und dieser war in strammer Haltung vor dem Gesträngen stehen geblieben.

„Sie haben Urlaub zum Fest erbeten, lieber Bartholdy, kam aber mit dem besten Willen Ihre Bitte nicht berücksichtigen. Kam etwas zu spät Ihr Gesuch, alles, was einigermaßen abkommen kann, war schon beurlaubt, und ich hätte schließlich auch Sie noch gehen lassen, denn Kaldenbach blieb ja so wie so hier. Das Menschenkind ist aber plötzlich erkrankt, und Sie müssen nun für ihn den Nachdienst übernehmen. Tut mir leid, lieber Bartholdy, aber es ist nichts daran zu ändern. Also hierbleiben, verstanden?“

Heinz hatte während der Rede des Obersten mit keiner Wimper gezuckt, obgleich ihn jedes Wort wie ein Keulenstich traf und alle seine rosigten Hoffnungen elendiglich zertrümmerte, sondern hatte nur ein kurzes: „Ja Befehl, Herr Oberst!“ gesprochen und dabei die Hand salutierend an den Mützenrand gelegt.

Der Oberst hatte ihm noch einmal gnädig zugesehen und war dann mit langen Schritten dem Ausgang des Kasernenhofes zugewandt.

Konstant Heinz von Bartholdy blieb innerlich rasend zurück. Am liebsten wäre er dem Alten an die Kehle gesprungen, um ihn zu erdrosseln, und dem Kaldenbach — na, dem erst! — Während stieg er später die Treppen zu seiner Wohnung empor und warf die Tür krachend ins Schloß.

„August!“ — Mit einem „Herr Konstant!“ kam der Bursche ins Zimmer geflüstert.

„Nicht weiter packen, wir reisen nicht!“ — Der Bursche starrte seinen Herrn an, als ob er nicht richtig gehört hätte.

„Stiere mich nicht so blödsinnig und verrückt an, Kame! Du hast Du mich nicht richtig verstanden? Wir reisen nicht!“ Mit Aufwendung aller verfügbaren Kungenkraft schrie er dem Burschen die letzten Worte zu.

„Ja Befehl, Herr Konstant,“ sagte der und blieb in strammer Haltung wie eine Bildsäule stehen.

„Scher Dich zum Teufel, Kerl!“ Und August Brydianakky kam dieser Aufforderung mit allgemeiner Behandlung nach.

Der Wutanfall Heinz von Bartholdys war im Laufe des Nachmittags erheblich abgeklungen und hatte trübseligen Reflexionen Platz gemacht.

Und nun lag er auf dem bequemen Divoan und starrte zum Fenster hinaus.

Heinz hatte sich auf den Weihnachtstagsurlaub schon wochenlang gefreut.

Eltern besaß er nicht mehr. Aber in Pommern lebte eine unverheiratete gebliebene Schwester seines verstorbenen Vaters, und bei ihr hatte Heinz seinen Weihnachtstagsurlaub verleben wollen.

Cante Flora war sein guter Geist. — Hin und wieder griff sie dem Neffen mit einigen blauen Schelmen hilfreich unter die Arme und machte ihn wieder flott.

Und bei seinem letzten Besuche, den er der Cante Flora nach dem Mandover gemacht hatte, waren so allerhand Andeutungen gefallen, daß Heinz einst Universalerbe der reichen Cante werden sollte, wenn er eine Bedingung erfüllte.

Na, und diese Bedingung war ja überhaupt keine Bedingung!

Denn das süße, herzhafte Elschen von Brandlin, eine entfernte Verwandte Cante Floras, die von dieser bei dem Tode der Eltern Elses in ihr Haus aufgenommen worden war, zu freien, war ja längst Heinz' glühender Wunsch. Er liebte sie, seitdem er sie zum erstenmal gesehen.

Und das „Sichfinden“ und Verloben unter dem grünen Tannenbaum hatte er sich so schön vorgestellt.

Werte! Keine niedliche Sätschen und Dingelchen hatte er in den letzten Tagen zusammengekauft, um der Cante und dem lieben Mädchen einige kleine Liebesgaben unter den Christbaum legen zu können — und nun war es nichts mit dem Urlaub.

Heinz schüttelte schmerzhaft auf.

Nun, konnte er selbst nicht kommen, so sollten doch wenigstens die kleinen Geschenke für die Cante und Elschen abgehandelt werden.

Im Februar war Elschens Geburtstag, vielleicht würde es sich dann mit dem Urlaub machen lassen. Bei diesem Gedanken beruhigte sich Heinz einigermaßen und erhob sich aus seinem dämpften Brüten.

Er schellte, und gleich darauf stürzte August wie ein Pfeil ins Zimmer.

„Herr Konstant?“ — „Geh nebenan in die Papierhandlung und frage, ob ich einen Pappkarton bekommen könnte, nicht zu groß.“

August nahm das Geldstück, das ihm Heinz hinklief, und wollte davonfahren.

„Halt, warten! Bringe gleich zwei Kartons.“ Denn eben fiel ihm ein, daß er noch ein zweites Weihnachtspaket absenden müsse.

„Aber nimm die Beine in die Hand, ist fünf Minuten bist Du wieder hier! Alons!“

„Ja Befehl, Herr Konstant!“ Während August die Kartons holte, begann Heinz allerhand Plannenaufzählungen.

„Also erstens mal für Elschen,“ sagte er im Selbstgespräch. „Die Brosche, die Spigen.“ — Heinz besaß für Spigen Kommode — „Die Kette und die kleinen Schalschälchen mit Margipan und Schokolade. So!“

„Nun für die Cante: Die Baseler Lebkuchen.“ — Cante Flora schenkte für Baseler Lebkuchen — „Den neuesten Roman von der Heimbura und die Coranette. So!“

Und dann das andere Paket. Heinz besaß einen Bruder, der Hauptmann in einer Garnison der Reichslande war, und der seit Jahr und Tag mit seiner Gattin sehnlichst auf einen Stammhalter wartete.

Als jetzt war aber Freund Webar bei dem Ehepaar nicht eingeleitet.

Und Heinz wollte sich da einmal einen kleinen Scherz erlauben. Er hatte ein Stockfisch mit einer Wachsputze, ein Saugfläschchen aus Margipan und last not least eine niedliche Wiege aus Schokolade erhandelt.

Diese Sachen sollten das andere Weihnachtspaket füllen. — Als Heinz so seine Geschenke in drei Häuflein geordnet hatte, kam August mit den beiden Kartons zurück; beide waren von gleicher Größe und Farbe.

Nun ging's ans Einpacken. Nach kurzer Zeit war der erste Karton mit den Geschenken für Elschen und für Cante Flora gefüllt. War noch zuzuhauen. So!

Der fertige Karton wurde auf den Stuhl rechts vom Tische gestellt.

Bald waren auch die anjünglichen Geschenke für den Bruder und die Schwägerin verpackt.

Heinz mußte im Stillen lächeln, als er sich das Gesicht der beiden vorstellte, das sie beim Auspacken machen würden.

Als auch das Verschnüren dieses zweiten Pakets beendet war, erhielt es seinen Platz auf dem Stuhl, der an der linken Seite des Tisches stand.

Beide Pakete glichen sich wie ein Ei dem andern. Zwei fehlten nur noch die Aufschreift. — Heinz wollte gerade mit dieser Arbeit beginnen, als es ihm wie ein Stein auf die Seele fiel, daß er um 6 Uhr zum Appell müsse.

„Donnerwetter,“ sagte er, „da habe ich keine Minute zu verlieren.“ sagte er, griff nach Mähe und Pallasch und stürzte die Treppen hinunter.

Während der Abwesenheit seines Herrn begann August in dem Zimmer aufzuräumen.

Bei diesem an und für sich löblichen Beginnen stellte er auch die beiden Stühle mit den Paketen zur Seite, um einige unter dem Tisch liegende Papiersephen besser aufzusammeln zu können.

Und da sich in seinem beidseitigen Polnieren eine Unterscheidung zwischen links und rechts noch nicht entwickelt hatte, sondern noch in den Kinderschuhen steckte, stellte er den Stuhl mit dem Paket, das für Cante Flora und Elschen bestimmt war, auf die linke Seite des Tisches, und zur Herstellung der vorher vorhandenen gewissen Symmetrie im Aufbau der Stühle mußte der Stuhl, der das Paket mit dem Stockfisch usw. trug, notgedrungen auf die rechte Seite wandern.

Heinz ahnte bei seiner Rückkehr natürlich nichts von der verhängnisvollen Verwechslung und adressierte die Wachsputze samt Saugfläschchen und Wiege an Cante Flora und die für Schen-Elschen und Cante Flora bestimmte Sendung an seinen Bruder, den Hauptmann Kurt von Bartholdy.

„Na, die werden ein verdammtes verwundertes Gesicht machen, wenn sie die Verpackung auspacken,“ dachte er lächelnd und rief August, daß er die beiden Pakete zur Post trage.

Später schrieb Heinz dann noch einen rührseligen Brief an Cante Flora, in welchem er tief bedauerte, nicht kommen zu können.

Zum Schluß hieß es: „Die heute mit gleicher Post abgehenden Geschenke bitte ich als Zeichen meiner tiefen Verehrung, die ich für Dich und Fräulein Elsie im Herzen trage, entgegenzunehmen. Ihr werdet Euch den Raub schon teilen und das für jeden Bestimmte und Passende herausfinden. — Und nun zum Schluß: Fröhliche Weihnacht!“

Als Heinz am Tage vor dem Christfest in der Morgenfrühe über den Kasernenhof schritt, kam ihm eine Ordonnaanz entgegen.

„Der Herr Konstant möchten sofort zum Herrn Oberst kommen.“ „Na, was ist denn nun schon wieder los,“ dachte Heinz im Stillen, „ist etwa noch einer krank geworden und soll ich mich verteilen, um den Dienst bewältigen zu können?“ Mit einem „Guten Morgen, Herr Oberst!“ trat er in das Bataillonsbureau.

„Morgen, Morgen, lieber Bartholdy. Was ich sagen wollte, der Kaldenbach ist vom Tode erlöst; Ihr Bleiben ist überflüssig geworden. Können reisen, ich erteile Ihnen den erbetenen Urlaub!“

Diese Mitteilung kam Heinz so überraschend, daß er im ersten Augenblick den Oberst anstarrte, als wenn der sich einen schädlichen Scherz mit ihm erlauben wollte.

Dann aber sammelte er ein glückliches: „Danke gehoramt, Herr Oberst!“ und verbeugte sich.

„Frohes Fest, lieber Bartholdy, und glückliche Reise,“ meinte der Oberst. Heinz war wie im Traum, dankend wünschte er seinem Oberst gleichfalls frohe Festtage, und wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen. Aber nicht, um ihn zu erdrosseln, wie vorgestern, sondern, um ihn für die freudige Botschaft mit Liebkosungen zu ersüßen.

Eine Stunde später lag er schon im Zuge und fuhr seinem Glück entgegen.

Die würden Augen machen, die Cante Flora und das süße Elschen, wenn er nun doch kam!

Gegen Abend langte er auf der kleinen Station an.

Freilich, ein Wagen war nicht da, der ihn abgeholt hätte, und ehe er ein Gefährt antrieb, konnte er fast in dem nur eine kleine halbe Stunde entfernten Kroschowitz, dem Gute der Cante, sein.

Fröhlich wanderte er durch den schneebedeckten Tannenwald dahin und malte sich die Freude der Cante und das selige Erröten Schen-Elshens in den lebhaftesten Farben aus.

Ob sich Elsie zu seinen Geschenken gefreut hatte?

Da blühten ja schon die erleuchteten Fenster des Herrenhauses durch die entlaubten Bäume des Parks. In wenigen Minuten würde er vor der Erschauten stehen.

Nun, erschaut, empört, beleidigt zu sein hatten Cante Flora und Elsie schon Gelegenheit gehabt.

Selbst ein Held war der Herr Neffe also! Cante Flora war in Ohnmacht gefallen, als sie den ominösen Inhalt des Pakets von Heinz zu Gesicht bekam. Und Elsie hatte Weindrümpfe bekommen, als sie den wahren Charakter des heimlich Geschleichen erdachte.

Wie konnte man sich nur so in einem Menschen täuschen!

Der Heinz mit den lieben, guten Augen und dieser rohe Scherz! War das nicht entsetzlich?

Der Christbaum erleuchtete den eleganten Salon, aber Weihnachtstimmung wollte nicht aufkommen.

Elsie lag mit rotgeweineten Augen in einem stillen Winkel, und Cante Flora ging mit großen Schritten auf und ab.

Da trat der alte Diener ins Zimmer, überreichte Cante Flora auf einer silbernen Platte eine Visitenkarte und zog sich dann diskret in den Vorraum zurück.

Die Cante las und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Ist Dir so etwas schon vorgekommen, Elsie? Hier, lies!“

Sie hielt dem Mädchen die Karte vor die Augen und wartete gespannt auf den Eindruck, den das hervorrufen würde.

„Mein Gott, das ist ja gar nicht möglich!“ schrie Elsie entsetzt auf. „Wie kam er es nur wagen?“

„Ja, das frage ich auch. Nun, ich werde ihm heimleuchten mit samt seinen famosen Geschenken.“

Cante Flora zog an der perlenbesetzten Klingelschnur, und der alte Friedrich trat wieder ins Zimmer.

„Ich lasse bitten,“ sagte sie. Und dann stellte sie sich mit in die Seite gestemmten Armen in der Mitte des Salons auf und sah mit vorurteiligen Augen nach der Tür, durch die der Ahnungslose jeden Moment eintreten mußte.

Elsie wollte das Zimmer verlassen, sehen und ängstlich schlich sie nach der Tür zum Nebenzimmer.

„Da bleib!“ befahl Cante Flora diktorisch.

Da öffnete sich schon die Tür und Heinz von Bartholdy betrat fröhlich lächelnd und ahnungslos den strahlenden Raum.

Aber sein Lächeln verschwand urplötzlich, als er die Gesichter von Cante und Elsie erblickte, und der fröhliche Weihnachtsgruß kam nicht über seine Lippen.

So standen sie sich sekundenlang schweigend gegenüber.

Endlich brach Cante Flora dieses beklemmende Schweigen. „Du wagst es noch, über meine Schwelle zu treten, mit einer Unverschämtheit, die mich frappt! Alles hätte ich erwartet, aber daß Du Dich in einer solchen empörenden Weise aufstellst, Heinz, ist mir unbegreiflich.“

„Wie denn, was denn, Cante Flora? Ich verstehe nicht recht.“ Heinz begann nun seinerseits den Entsetzten zu spielen.

Die Sache wurde ihm doch ein bißchen zu bunt. „Ah, das ist gut! Elsie, er versteht nicht! Nun, Du sollst gleich verstehen!“

Damit schritt sie zum Tische und hielt im nächsten Augenblick Heinz von Bartholdy das Stockfisch mit dem wackeligen Wickel, die Saugflasche und die Wiege vor die Augen.

„Versteht Du nun?“

Heinz starrte die Dinge an und riß Mund und Augen weit auf. „Heinz brach er in ein schallendes Gelächter aus.“

„Die Sache ist allerdings gut, Cante, und ich kam mir jetzt denken, daß Du empört warst.“

„Nicht nur war, sondern noch bin. Erkläre Dich!“

„Ganz einfach, bestes Tantechen, ich habe zwei ganz gleich aussehende Pakete abgehandelt, eins an Dich und eins an Kurt. Das für Kurt bestimmte ist an Dich adressiert worden, auf welche Weise, ist mir noch nicht erklärlich. Wahrscheinlich hat mein Bursche, dieser Teufel, seine Hand dabei im Spiele.“

Und dann fragte er: „Darf ich nun bleiben, Tantechen, Fräulein Elsie?“ — — —

An demselben Abend noch wurde auf Schloß Kroschowitz eine fröhliche Verlobung gefeiert.

Ein Jahr später holte Heinz Schen-Elschen heim. — Und noch ein Jahr später stand wieder eine Wiege unter dem Christbaum; aber diesmal war sie nicht von Schokolade, und Frau Elsie und Cante Flora entsetzten sich nicht vor ihr, auch nicht vor dem kleinen, zappelnden Etwas, das in dieser Wiege lag, dem kleinen Heinz von Bartholdy.

Diesmal hatte das Christkind das richtige Weihnachtspaket abgegeben.

Zel. 3046. Photographie C. H. Schiffer, Tannusstr. 4.

Rochuslose à 2 Mk. jedes 11. Los gewinnt. muss jeder spielen. 159270

grösste Auswahl, billige feste Preise

L. Schwenck, Mühlgasse 13.

Handels- und Schreib-Lehr-Anstalt.

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.

Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf. 3-, 4- und 6-Monats-Kurse. Einzelne Lehrfächer. Kostenloser Stellennachweis. Prospekte gratis und franko. 6397

836

Fritz Lehmann, Juwelier und Goldschmied,

Grosses Lager in 3 Langgasse 3. Ateller für Neuanfertigung
Juwelen, Gold- und Silberwaaren, Uhren. Reparaturen, Graviren, Vergolden, Versilbern.

Zur Alkoholfrage.

In Ihrer Beilage des „General-Anzeiger“ vom 24. Nov. fand sich ein Artikel „zur Alkoholfrage“, erlauben Sie mir darauf einige Bemerkungen.

Der gr. Autor ruft alle Freunde des mäßigen Alkoholgenußes zur Ehrenrettung des Alkohols. Ich möchte das wahr sein, daß der Gott des Alkohols, den unser deutsches Volk alljährlich mit mehr als 2 1/2 Milliarden Mark anbietet, so ins Schwanken gekommen sei, daß dieses notwendig ist. So denkt gewiß manche arme Frau, viele Wittwen und Waisen, die von dieser sehr zweifelhaften Ehre des Alkohols in der bittersten Weise haben zu schmecken bekommen. — Daß der Alkohol so ein gefährlicher Freund der Menschen ist und als altbewährter Freund der Menschen zu verteidigen sei, das lautet fast so, als wenn die Fliegen die Fliegenstiche rühmen sollten, weil etwa unten auf dem Keller, darauf die Halle gestellt. Zucker gestreut war. Dieses könnten doch höchstens die Fliegen thun, die den Zucker, aber nicht das Innere der Halle haben zu schmecken bekommen.

Freilich hat es Alkohol schon in alter Zeit, vor Jahrtausenden, gegeben, aber warum sagt der weise Salomo schon Spr. 31 4: „Nicht die Könige, nicht die Könige laß Wein trinken, noch die Fürsten laßes Getränk begehren. Er möchte trinken und der Rechte vergessen, und verändern die Sache aller ehenen Leute. Gebet stilles Getränk denen, die umkommen sollen, und Wein den betrübten Seelen, daß sie trinken und ihres Elendes vergeßen und ihres Unglücks nicht mehr gedenken.“ Welche Antwort gibt Salomo selbst auf seine Fragen: „Wo ist Weh? Wo ist Leid? Wo ist Jam? Wo ist Klagen? Wo sind rotgewundene Augen? (so oft von Weib und Kind) — Da, wo man beim Wein liegt (in den geselligen Stunden?) und bekommt auszusuchen, was eingegeben ist.“ Er sagt deshalb: „Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist, und im Becher so schön steht. Er geht glatt ein; aber darnach heißt er wie eine Schlange und sieht wie eine Otter“ usw. Doch dem Liegen beim Wein sollte ja auch nicht das Wort geredet werden; aber doch den fraglichen geselligen Stunden? Und ist nicht freilich der Alkohol selbst ein Freund der Menschen, der wie eine Schlange denjenigen, der sich ihm hingibt, umschließt und in seine Arme schließt bis — sehr oft es aus ist mit ihm? Es gibt beim Alkohol gesellige Stunden, aber die haben ihre Stufen. Ein alter Krieger aus diesem Gebiet (Trinker), der ihn aber dann als Feind erkannt und losgekommen war, sagte trefflich:

„Der Alkohol hat dreierlei Blut, nämlich: 1) Wahnhaubt, d. h. er hebt die trübe Stimmung so, daß der angebeuterte Mensch stolz wird wie Oskar, reich sich dünkt wie ein Fürst und darnach ausgibt. Er vergißt dabei Noth und Elend, sein nach ihm verlangendes, oft auch sein vor ihm sich fürchtendes Weib und seine hungernden Kindlein.“ Ist hier vielleicht auch der Grund zu finden, daß 77 Prozent Vergehen gegen die Sittlichkeit auf den Alkohol zurückzuführen sind?

2) „Der Alkohol hat Löwenblut, d. h. ist die erste Stimmung darüber, dann merkt der Betreffende, daß Kraft da ist. Es zuckt in allen Gliedern, wehe dem, der es magt, sich einem Löwen ein Wort des Widerspruchs zu sagen, der bekommt's zu fühlen.“ Hier ist wohl der Grund, daß 76 Prozent Widerstand gegen die Staatsgewalt, 74 Prozent schwere Körperverletzung, 68 Prozent leichte Körperverletzung, 68 Prozent Todtschlag, 64 Prozent Hausfriedensbruch und 46 Prozent Morde auf den Alkohol zurückzuführen sind?

3) aber sagt der alte Veteran: „Der Alkohol hat Saublut, d. h. sind die 2 ersten genannten Stufen überschritten, so ist der Alkohol so stark, daß der Mensch, nach Gott geschaffen, sich sehr oft in Nothe wälzt wie die Sau.“ — Freilich, das ist kein Mensch mehr, der nicht Noth zu halten weiß. Got aber nicht schon so mancher angefangen mit dem Gläslein in Ehren und als armer Anwalt seiner Leidenschaft fristet er nun sein kümmerliches Leben? Sind solche Beispiele in unserer lieben Stadt so selten? — Leider nicht!

Dah auch die alten Völker schon Stellung nahmen gegen den Alkohol, darüber nur einige Bemerkungen:

Die Völker unter Teufels haben es als ein tödliches Verbrechen an, Wein zu trinken, der nicht mit Wasser vermischt war. Selbst ein Kranker entging nur der Strafe, wenn er nachweisen konnte, daß der Arzt ihm den Gebrauch angewiesen hatte.

Vittatus von Nativelle erließ ein Gesetz, daß derjenige, welcher in der Trunkenheit ein Verbrechen beging, doppelt schwere Strafe erleiden sollte, als wenn er dasselbe im nüchternen Zustand begangen hätte. — Dieses wäre für unsere Zeit auch besser, als daß so oft noch Trunkenheit als Milderungsgrund angenommen wird.

Plato, Aristoteles und Plutarch rühmten das Gesetz des Vittatus als die höchste Weisheit.

Die römischen Juristen konnten zu ihrer Zeit einen Romanen abgeben und sein Eigentum konfiszieren, wenn er betrunken war!

Mohammed gab Befehl, daß jeder Betrunkene 80 Schläge mit der Bastinade erhalten sollte. — Wenn gleich es zu bezweifeln ist, ob dieses damals zwar rechtskräftige Mittel unter allen Umständen auch recht kräftig half, so wäre dieses doch sehr oft eine heilsame Erinnerung den lieben Freunden des Alkohols an die Schläge, die sie etwa in solchen Verfassungen ihren Frauen und Kindern zu geben pflegen! —

Die Ägypter und auch die Spartaner setzten der Trunkenheit Grenzen.

Sokrates von Thrasien wollte, wie es scheint, der Sache recht auf den Grund gehen und ließ alle Weinreben ausrotten.

Terbulus von Vulgarien ließ das Gleiche thun ums Jahr 704. Das war wirklich allzu radikal und ließ das Kind mit dem Bade ausschütten.

Die alten Italiener glaubten, daß es gefährlich sei, einen König zu tödten, wenn er sich betrunken.

Die Athener hielten es an einer Magistratsperson für ein tabuwürdiges Verbrechen und Karl der Große gebot, daß die Richter ihre Verhandlungen fastend führen sollten.

Die Kartager verboten ihren Magistratspersonen, Gubernatoren, Soldaten und Dienern das Trinken.

Konstantin 2. bestrafte Jünglinge, die sich der Trunkenheit ergaben, mit dem Tode!

Und all diesem geht doch klar hervor, daß der Alkohol auch schon in alter Zeit als ein recht fraglicher Freund, ja als ein Feind des sittlichen und wirtschaftlichen Volkslebens erkannt ist. Ein wahres Fürstenthum ist das König Oskars von Schweden! Er sagte: „Ich wollte den schönsten Schmutz meiner Krone gern dahin geben, wenn ich mein Vaterland von der Herrschaft des Branntweins befreien könnte!“ Dem zur Seite steht das herrliche Wort Friedrich Wilhelm 4. von Preußen: „Ich würde

es für den größten Segen meiner Regierung ansehen, wenn während derselben die Brennsteuer auf „Null“ reduziert würde.“ — Wenn in dem Kriege 70–71 Alkohol genossen wurde, wenn manche sich den französischen Rothwein gut schmecken ließen, so mag das sein (lepteres leicht zu glauben), daß es auch manchen in Rasse und Mäße ausgemunter hat, — daß er aber bei reichlichen Mengen die Leute auf den Beinen gehalten und sie marsch- und gefechtsfähig gemacht, das bezweifelt ich sehr; sondern sehr oft wird das Gegentheil der Fall gewesen sein. Daß der Alkohol auch auf dem Marsche nicht unbedingt notwendig, sondern sehr gut entbehrlich ist, ja, daß der Alkoholfreies-Genießende mehr leistet, das haben die Verjuche des Herrn Generalfeldmarschalls Grafen von Haseler in Mexiko seinerzeit bewiesen. Dieses hat er auch in seiner Stellungnahme gegen den Alkohol öffentlich bekundet.

Uebrigens sind zu dieser Ueberzeugung schon viele höhere Offiziere unserer Armee gekommen und handeln darnach. Auch braucht man doch wahrhaftig kein Pessimist sein, um zu sagen, daß die Trinksitten unter den Soldaten in unseren Garnisonen und die fraglichen geselligen Stunden mit den mancherlei Folgen, die sie haben, ein Krebsgeschwür für unsere jungen Leute ist! Wir wollen doch nicht einfach nachsprechen, daß Alkohol stark macht, sondern wahr ist, was der Schriftsteller B. R. Rosegger in Graz gesagt: „Der Spiritus, meinst Du macht frisch und stark? Doch braucht der Dampf dazu Dein eignes Mark!“

Daß es Aerzte gegeben hat und noch gibt, die dem Alkohol das Wort reden, das ist ja freilich Thatsache, daß es aber auch dort in der Ansicht einen gewaltigen Umschwung gegeben, das beweist der schon nicht mehr so kleine obinschente Aerzteverein. Bezeichnend ist doch gewiß folgender Passus, der in der „Verdenberger Oberstoggenburger“ zu lesen war. Es handelte sich nämlich um die bündnerische Abstimmung des Wirtschaftsgesetzes. Da fand sich folgendes: Nachdem vom Alkoholismus, als einer Quelle namenlosen Elendes etc. in lebhaften Farben geredet worden ist, fährt man naiv fort: „Erfreulicherweise beschloß auch der bündnerische Aerzte-Verein einen empfehlenden Aufruf ans Volk zu erlassen.“ In demselben heißt es u. A.: „Der Alkohol ist zwar eine unentbehrliche und sehr leicht zu unterhaltende Einnahmequelle (!) für den Arzt, weil er eine Krankheitsursache ist. Wenn die bündnerische Aerzte-Versammlung trotzdem für das Wirtschaftsgesetz eintritt und damit eine ihrer Einnahmequellen zu verstopfen sucht, so stellt sie sich auf einen, der Selbstsucht ganz fremden Standpunkt und zeigt damit den wahren Adel (!) ihres Berufs!“

Hätte ein Abstinenz je gewagt, so zu urtheilen, daß der Alkohol für den Arzt eine unentbehrliche und leicht zu unterhaltende Einnahmequelle sei, wie wäre man über ihn hergefallen. Das Correspondenzblatt für studierende Jugend schreibt darüber: Es wäre wirklich eigentlich zu lustig, wenn die Sache nicht einen so furchtbaren Ernst hätte, wenn man nun hört, wie naiv hier sogar öffentlich (in einem Blatt) die Aerzte auf einen so erhabenen, altruistischen Standpunkt geschmeichelt werden, weil sie das thun, was schon lange ihre heiligste Pflicht gewesen wäre. Traurig, aber wahr!

Verfasser der Cholera-Epidemie in Hamburg verleihe ich auf das treffliche Schriftchen des Rectors Jungclaufen-Hamburg „Acht Tage Cholerafrankenpfleger“. Freilich ist dort sehr getraut worden, selbst noch auf Anrathen der Aerzte; aber dort wird es besonders wieder betont, wie gerade die Trinker die ersten und sichersten Opfer der Seuche wurden. Eine besonders hohe Sterbeziffer hatte der Verein Hamburger Gastwirthe aufzuweisen.

Nach Dr. Normann Kerr kamen 1843–49 in Raitley auf 181 Alkoholiker ein Cholerafranker, bei den Enthaltungen dagegen erst 1 Kranker auf 2000 Personen. Professor Adams in Glasgow hatte zur selben Zeit unter den von ihm behandelten Cholerafranken bei den Enthaltungen 192 Prozent tödlich verlaufender Fälle, dagegen bei den Trinkern 912 Prozent. Er schreibt darum: „Wenn ich die Macht hätte, würde ich über jeden Branntweinladen (warum auch nicht über die Biergeschänke und Weinstuben) mit großen Buchstaben schreiben: Hier wird Cholera verkauft!“ Es ist wohl berechtigt zu rufen: „Hütel Euch vor der Cholera!“ Man hat ausgerechnet, daß in England mit seinen 27 Mill. Bewohnern jährlich 120000 Menschen dadurch sterben, daß ihr Leben durch den Genuß des Alkohols mehr oder weniger verkürzt wird. Haben wir in Deutschland uns auf dem Gebiete des Trinkens England gegenüber das Recht uns in den Tugendmantel zu hüllen? Wenn nicht, dann wären es bei uns mindestens 200000.

Professor Dr. med. Tuzza, Königl. Medizinalrath und Direktor der Irrenanstalt zu Marburg a. L. sagt in einem seiner Vorträge über das Trinken: „Sie alle wissen, unter wie vielen Vorwänden — aus Vorurtheil, Selbsttäuschung oder schamlicher Nachsicht gegen sich selbst, (und folgender Hofflichkeit gegen andere) der gesunde Mensch in den verschiedensten Situationen und Berufsarten zum Gase greift. Da soll der Alkohol ernähren, die dürstige Nahrung aufbessern, da soll er Kraft geben und stärken, hier die Verdauung befördern, dort erwärmen oder abkühlen. — Wir wissen nach den überaus sorgfältigsten Untersuchungen über die Einwirkung des Alkohols auf den gesunden Organismus, zumal nach den Erfahrungen über die anhaltend größere Leistungsfähigkeit bei Alkoholabstinenz, was von alledem zu halten ist. An Gründen zum Trinken fehlt es nie, besonders wenn man darnach sucht.“ Derselbe sagt: „Gegen die Darreichung von Alkohol, in jeder Form, an gesunde Kinder, sowie an auch erkrankte Kinder ohne bestimmte ärztliche Verordnung kann nicht eindringlich genug gewarnt werden. Es ist ein unverantwortlicher Unfug, der besonders in wohlhabenden Familien (auch in anderen Familien) der größeren Städte getrieben wird, Kindern bei Tisch täglich ihr Glas Wein oder Bier zu geben. Man sollte selbst bei außergewöhnlichen Veranlassungen, wie Festlichkeiten, Ausflügen, Reisen, von dem Grundsatze, Kindern gar keinen Alkohol — geistige Getränke zu geben, nicht abgehen. Sie bedürfen ihrer nicht und vertragen sie nicht; sie machen sie nervös, stören ihre körperliche und geistige Entwicklung, legen in ihnen nicht selten den Grund zu schweren Krankheiten und Entwicklungshemmungen des Gehirns mit ihren Folgen.“ (Epilepsie — Idiotie.)

Dr. C. Arépelin, Prof. an der Universität Heidelberg: Ungezählte Male habe ich es gehört, daß Arbeiter damit die Nothwendigkeit regelmäßigen Alkoholgenußes in ihrer anstrengenden Berufstätigkeit begründeten, daß Aerzte und Laien als „Stärkungsmittel“ den Alkohol bei Kranken, Nervenleidgegenen und namentlich auch schwächlichen Kindern einpfehlten. Und doch hat die wissenschaftliche Messung auf das unzweifelhafteste dargehan, daß selbst eine einmalige kleine Alkoholdosis nur eine ganz geringfügige Steigerung der Muskelkraft hervorbringt, die noch dazu nach wenigen Minuten einer länger dauernden, beträchtlichen Schwächung Platz macht. Bei etwas größeren Alkohol-

mengen tritt sofort Nöthmung ein, ebenso wie alle höheren, geistigen Leistungen durch den Alkohol unter allen Umständen erschwert werden.“

Gutachten der Medizinischen Akademie in Paris: So mäßig der Mensch auch beim Genuß des Alkohols sein mag, bietet er doch eine Gefahr. Auch wenn der Mensch nicht zum Mißbrauch der geistigen Getränke fortgesetzt, erleidet unter dem Einfluß des Alkohols, den sie alle enthalten, das Gehirn eine Ueberreizung, welche dem Geist mehr Lebendigkeit verleiht und geneigt macht, alles von der besten Seite anzusehen. Hat der Mensch dieses Gefühl erkannt, so sucht er es immer von neuem auf und gerade darin liegt die Gefahr. Diese leichte Erregung des Gehirns ist nur die erste Stufe der Trunkenheit. Hat der Mensch diese erste Stufe überschritten, so gewöhnt er sich allmählich und unbewußt daran, sich zu betrinken, sinkt rasch in das physische und moralische Elend, welches die Trunkenheit erzeugt und von da an ist er verloren.

Dr. Pelman, Geh. Medizinalrath und Professor in Bonn: „Ich betrachte die Darreichung von geistigen Getränken an Kinder als einen Unfug, der dadurch nicht weniger nachtheilig wirkt, daß er mit Zustimmung der Aerzte geschieht und dem entgegen zu treten die Pflicht jedes verständigen Menschen ist.“

Es sei genug mit diesen Zeugnissen, es könnten noch viele folgen. Es liegt mir nicht daran, die Reben auszureißen wie Vulkanus thun ließ, noch zu behaupten, daß jeder Tropfen Alkohol Gift sei, o nein, sondern die doch recht zweifelhafte Ehre des Alkohols etwas zu beleuchten. Wenn in unserem Vaterlande alljährlich für 500 Mill. Wein, für 700 Mill. Branntwein und für 1575 Mill. Bier getrunken werden, welche eine Menge von Noth und Elend stehen als ein dunkles, anklagendes Gefolge hinter diesen Zahlen? — Haben wir offene Augen und wollen wir sehen, wie viele zerrüttete, heruntergekommene Familien, vertrackte Existenzen, jugendliche Ruinen, alles im Gefolge dieses Abgottes. Da sollten wir dem noch das Wort reden? O nein!

Betreffs der Statistik, daß Trunkenbolde ein höheres Alter erreichen als Abstinenzen, muß man nur lächeln. Warum bezahlen Abstinenzen geringeren Beitrag in Lebensversicherungen bei gleichen Versicherungssummen als Alkoholiker? Zur eigenen Beurtheilung gegen die angegebene Statistik lasse ich auch eine Folge an Großbritanniens.

Alkohol und Sterblichkeit: Setzt man für die Sterblichkeit als Durchschnitt die Zahl 1000, so beträgt sie für: Geistliche 566, Gärtner 599, Landwirthe 631, Brauer 1361, Schankwirthe 1521, Gasthaus-Bedienstete 2205, die im Alter von 25–60 Jahren in England starben. Nach amtl. Sterberegistern Großbritanniens von 1870–1882. f. Hoppe.

Alkohol und Vererbung. Nachkommen von 10 Trinker- und 10 mäßig. Familien:

Von den Kindern	in den 10 mäßig. Familien mit 61 Kindern:	in den 10 Trinker Familien mit 57 Kindern:
Starben in d. ersten Lebensmonat.	5 — 8,2 pCt.	25 — 43,8 pCt.
waren Idioten	—	6 — 10,5 pCt.
zeigten angeb. Mißbildungen	2 — 3,3 pCt.	5 — 8,7 pCt.
„fogen. Zwergwuchs	—	5 — 8,7 pCt.
wurden im Kindesalter epileptisch	—	5 — 8,7 pCt.
litten an Beistand	2 — 3,3 pCt.	1 — 1,7 pCt.
entwickelten sich geistig langsam	2 — 3,3 pCt.	—

ganz) mäßige Familie: 60 — 81,9 pCt., normal) Trinker-Familie: 10 — 17,5 pCt.

Nach Professor Demme-Bern.

Angehts solcher Thatsachen, die wollen wir doch auch lieber einstimmen: „O deutsches Volk erwache“, und freuen uns, daß auch hier in unserer Stadt das „Blau Kreuz“, welches allen armen, gebundenen Brüdern und Schwestern in der Trunksucht die Retterhand bieten möchte, festen Fuß gefaßt hat und auch wohl schon von Siegen durch den, der wirklich frei machen kann. „Jesus“ rühmen kann. Sind sie auch noch eine kleine Schaar im Verhältniß zum großen Strom, Kanarier sind es nicht, und wir rufen ihnen zu: „Sempri avanti!“ muthig vorwärts. Voll Hoffnung und voll Glaubensmuth die Fahne nur erhebet. Der Herr hält über euch die Hut, ihm weilt nur euer Leben.

Und möge es noch hier in unserer Stadt aus mancher, jezt noch durch den Alkohol unglücklich gemachten Familie klingen: „Nicht nach dem Dunkel, Friede nach Streit, Jubel nach Thränen, Sonne nach Leid, Sonne nach Regen, Lust nach der Last, nach der Ermüdung — selige Rast.“ — Da sind dann wirklich gesellige, schöne Stunden, nicht fern von den Lieben, sondern dabei bei den Seinen. Wie schön ist doch im trauten Familienkreis? Aber gerade durch die zweifelhaften geselligen Stunden wird das heiligste Band zerrissen und oft so schände mit den Füßen getreten. Viele Kinder haben deshalb dieses ideale Familienleben nie gekannt.

1198

C. Koch, Wiesbaden,

Inhaber Emil Sohenokj

Papier- und Kunstmaterialien-Handlung

Ecke Kirchgasse u. Michelsberg — gegr. 1836

empfehlend in reicher Auswahl:

Feine Briefpapiere, Lederwaren, Füll-

federhalter, Postkarten-Alben,

Blumen-Kalender, Tisch- und Speise-

karten etc.

Bureau-Bedarfsartikel von F. Soenneken u. A.

Vervielfältigungs-Apparate. — Schul-Bedarfsartikel.

Gegenstände f. Holzbrand- u.

Malutensilien, Korbschnitt, Brenn-Apparate,

Korbschnitt-Messer, Photographie- und Gläser für

Chromomalerie, Brenn- und Malvorlagen etc.

Tempera Pereira Farben.

Vertreter der Geschäftsbücher-Fabrik

von J. C. König & Ebhardt in Hannover.

Schwäbische von May & Edlich in Leipzig.

Monogramme- und Wappenprägungen

werden schnellstens besorgt.

1299

Künstlerische Photographie. Karl Schipper, 31 Rheinstr. 31. Tel. 2763, 2



Überglücken in der Küche. In manchen Gegenden Deutschlands werden die Ehefrauen, wie auch die neue Köchin, beim ersten Betreten des Hauses um den Herd geführt, wobei sie auch in den Schornstein gucken müssen, vielleicht, weil dies der Weg ist, den die Hegen beim Ein- und Ausfahren nehmen. Der ehemals über dem Herd hängende Kessel erscheint später als Hengessel. Der Ofengabel wohnt eine schlimme Bedeutung bei, da sie zu den Gegenständen gehört, auf denen die Hegen zum Blockberge reiten. Die Ofengänge hat heilende Kraft, wenn man sie beim Buttern unter das Butterfaß legt. Kochöpfe dürfen nachts nicht unbedeckt bleiben, weil sonst niemand im Hause schlafen kann. Eine recht gefährliche Bedeutung hat das Eßgerät. In einen fremden Kessel mag man vor dem Gebrauch dreimal hineinblasen, weil einem sonst etwas Böses angetan werden kann. Wer den Kessel beim Essen fallen läßt, muß noch in demselben Jahre sterben. Mit der Gabel hat es dieselbe Bewandnis wie mit der Ofengabel. Messer verursachen Streit, wenn sie mit der Schneide nach oben liegen. Leicht erklärlich ist es daher auch, daß man sich schämt, Eßgeräte als Hochzeitsgeschenk zu spenden. Sie sollen eine schlimme Ehe mit sich bringen. Jahrshecker darf man nicht aus Geaschälmen machen, weil der Teufel drin stecken kann. Daß die in der Küche wallenden Begehungen auch auf Speisen und Getränke übergehen, ist natürlich. Die Suppe gilt als ein Mittel, das Leben zu verlängern, wie man denn zu sagen pflegt: „Wer lange Suppe isst, lebt lange.“ Auch soll Suppe, besonders recht dünne, ein gutes Mittel sein, schlimme Ehemänner zu zähmen. Wer auch manches Sinnige kommt bei dieser Art Überglücken vor. So heißt es vom Brote, daß der, der es mit Säßen treit, später einmal Hunger leiden werde. Sünde man ein Stück Brod auf dem Wege, so müsse man es aufheben und beiseite auf einen Stein legen. Führt man über ein Stück Brod mit den Händen, so schreit es laut auf, daß man tumb wird. Wer zu viel Butter isst, wird von den Köhen gekostet. Mit Wasser kann man Mißfeuer nicht auslöschen, wohl aber mit Milch, sie wird daher für zauberkräftig gehalten und soll auch das Fieber, die Schwindel und u. a. heilen. Die alten Völker verarbeiteten die Milch vielfach zu Käse, ebenso die Butter, der man noch heute Heilkräfte zuschreibt. Wenigstens gibt es noch viele Mütter, die den Kindern, wenn sie sich eine Beule geholt haben, die Stelle mit Butter einreiben. Frischer Ziegenkäse soll gegen Schlangenbiß, alter Kuhkäse gegen Podagra gut sein. Geogen Ansehens erfreuen sich noch von früher her die Hühnerier. Ihr Dörrer soll Wunden zusammenziehen und Pockenmarken vertreiben, pulverisierte Schalen helfen gegen den Stuhl und bei Wechselstieber ist es gut, wenn man während des Anfalls ein Stückchen des Eihäutchen über die Koppe des kleinen Fingers zieht. Unter den Gewürzen ist das Salz heilig. Es ist von Bedeutung bei der Weiterprognose, es schützt vor Beherung, es darf daher nicht beidigt, nicht über behandelt werden. Verschlüttet man es bei Tisch, so gibt's zur Strafe Gank und Streit, geschieht dies beim Hochzeitsmahl, so folgt eine unglückliche Ehe. Für jedes müßig verschüttete Körnchen Salz muß man vor der Himmelstür einen Tag länger warten usw.

Die Rache des Holzschniters. In Kassel, der Hauptstadt des schönen Hessenlandes, stand bis vor kurzem auf dem hoch gelegenen Weinberge ein Häuschen, dessen Vorgarten ein hölzerner Zaun mit einer Anzahl höchst geschickt geschnitzter Menschenköpfe auf den Spitzen der einzelnen Stäbe umgab. Mit diesem Zaunhügel hatte es eine eigene Bewandnis. Als der Besitzer des Grundstücks, der Holzschneider K., sein Häuschen erbaute, war die Straße noch nicht „reguliert“, dies geschah vielmehr erst später, als bereits eine starke, grüne Hecke das Grundstück K.'s einhagte. Hierbei nun ereignete es sich, daß die letztere durch Unachtsamkeit der städtischen Arbeiter eine Beschädigung erlitt, und das trübte das starke Rechtsbewußtsein des knorrigen Hesses derart, daß er Schadenersatz von der Stadt forderte. Er wurde jedoch abgewiesen und nach abermaliger Vorstellung noch tiefer gekränkt, indem man ihm seine Hecke nahm und an ihrer Stelle einen hölzernen Staketenzaun errichtete. Meißer K. war außer sich vor Zorn und Empörung und ging den Stadtvätern scharf zu Leibe. Als aber alles nichts half und er allmählich ruhiger geworden war, beschloß er, sich für die ihm zugefügte Unbill zu rächen und er tat dies auf folgende originelle Art: Er nahm sein Schnittmesser zur Hand und schnitzte auf den Spitzen des Staketenzaunes allerlei Köpfe aus, die die drollig karrikirten Häupter der Stadt darstellten. Es dauerte nicht lange, so mußte dies die ganze Stadt, und tagtäglich strömten viele Leute herbei, um Meißer K.'s Schmitz und Nachwerk zu bestaunen und zu

bestaunen. Noch viele Jahre später wurde fremden das Häuschen und sein originelles Gartenzaun als Sehenswürdigkeit gezeigt und dabei auch stets dessen Entstehungsgeschichte mitegeteilt, so daß unser Holzschneider mit dem Erfolge seiner Tat wohl zufrieden sein darf.

Künstermagerieen. Von der Vorliebe Rossotti's für Tiere weiß Prinsep, ein naher Freund des großen Malers, einige anisante Geschichten zu erzählen. Der Künstler unterhielt eine Zeitlang in seinem Hause in Chesham-Wall eine regelrechte Menagerie. Einige seiner Tiere aber bereiteten ihm bedenkliche Ueberraschungen. So kaufte er z. B. einen kleinen Brahminenkühen, aber das Tier wurde in Ungnade entlassen, denn es jagte seinen Herrn im Garten umher, und Rossotti mußte schließlich aus seinem Versteck hinter einem Baum gerettet werden, wohin er sich vor dem „ausgelassenen Tierchen“ geflüchtet hatte. Auch seine Vögel waren eine Quelle des Kammers für ihn. „Stelle Dir vor“, sagte Rossotti zu Prinsep, „Ich hatte die reizende kleine Eule, eine wundervolle Federfugel, und meine Raben haben ihr den Kopf abgebissen. Ich hätte diese Teufel hinrichten mögen.“ fügte er im Tone eines Rächers hinzu, „solch ein possierliches Tierchen, die kleine Eule!“ Einmal war Rossotti nahe daran, sich einen jungen Elefanten zu kaufen. Es wurde ihm auseinandergesetzt, daß der Elefant wohl durch sein Garten vor hineinkönne, so lange er klein wäre, daß er aber nie heraus könne, wenn er groß geworden sei. „Das tut nichts“, rief Rossotti, „er soll hier bleiben, und ich werde es ihm schon beibringen, die Fenster zu paken — Elefanten sind ja so kluge Tiere.“ Der Elefant wurde zum Glück nie gekauft. Auch Musketen umgeben sich gern mit ihren Lieblingen in der Tierwelt. So erzählt Schödel folgende hübsche Anekdote von Wagner: Wagner hatte einen Papagei, der einen fürchterlichen Kärm vollführte, als Wagner den Besuch eines Freundes empfing. Der Freund fragte ihn, wie er dieses aushalten könne, worauf Wagner erwiderte: „Wenn auch der Vogel bisweilen großen Kärm macht, so werde ich doch dafür dadurch entschädigt, daß ich eine Frau habe, die nicht Klavier spielt.“



Heiratsgebräuche bei den Indianern. Die Carajes welche im Innern Brasiliens, in der Nähe von Urugua ihre Heimat haben, sind zu den gesittetsten der Indianerstämme zu zählen, so daß manche zivilisierte Nation von ihnen lernen könnte. Bei ihnen tragen die jungen Leute beiderlei Geschlechts eine Art Bänder an den Armen und Beinen, die mit einer Quaste verzert sind, und die sie erst mit dem Tage der Verheiratung ablegen. Die Heiratszeremonie selbst ist äußerst originell. Zur bestimmten Stunde versammelt sich nämlich der ganze Stamm und stellt sich in einer langen Doppelreihe so auf, daß ein freier Raum zwischen beiden Reihen bleibt. Der Häuptling und die Eltern der Brautleute stehen in der Mitte und neben ihnen Braut und Bräutigam. Ehe letzterer aber die Erwählte seines Herzens heimführen darf, muß er den Beweis liefern, daß er auch imstande ist, eine Familie zu ernähren. Dieser Beweis besteht darin, daß der Heiratskandidat, mit einem schweren Baumstamm beladen, die Reihe hinab und wieder zurücklaufen muß. Gelangt ihm dies ohne jeden Unfall, so wird er zur Ehe zugelassen, im anderen Falle wird diese aufgeschoben, bis er die nötige Kraft besitzt. Diese Zeremonie soll beweisen, daß dem Manne die zur Erhaltung und eventuell auch zur Verteidigung einer Familie erforderliche Stärke zu eigen ist. Hat der Bräutigam die Probe zur Zufriedenheit bestanden, so übergibt ihm der Häuptling die Braut, worauf ein gemeinsamer Schmaus, aus Wildpret, Fischen und Kuchen bestehend, die Feier beschließt. — Wie war's, wenn auch bei uns eine solche Kunstprobe der Heiratskandidaten eingeführt würde? Wir fürchten nur, daß in solchem Falle noch weniger Heiraten zustande kämen, als jetzt.

Eine humoristische Predigt. In dem belgischen Dorfe Pierre-Buffiere wirkte viele Jahre ein Pfarrer, der ein trefflicher Mann, aber ein großes Original war. Eines Tages vertiet er von der Kanzel herab gegen die Laubheit und Geldgültigkeit, die seine Pfarrkinder in Glaubenssachen an den Tag legten, und begleitete seine Kraftworte mit einer höchst eindrucksvollen Mimik. „Meine Brüder und Schwestern“, sagte er, „wenn der liebe Gott mich im Tal Josaphat treffen wird, wird er mich sicherlich fragen: „Pfarrer von Pierre-Buffiere, was hast Du mit den Schäfflein gemacht, die ich Dir anvertraut habe?“ Ich aber werde mich vor Scham verstecken müssen.“ Sprachs und dachte

sich, als wenn er mit den Gemeindefindern „Verstecken“ spielte. Dann tauchte er wieder auf und fuhr fort: „Und zum zweiten Male wird der liebe Gott fragen: „Pfarrer von Pierre-Buffiere, was hast Du mit den Schäfflein gemacht, die ich Dir anvertraut habe?“ Und ich werde mich abermals verstecken müssen.“ Folgte daselbst Versteckspiel, wie nach der ersten Frage. Dann sprang der alte Pfarrer wie ein Jüngling auf und begann von neuem: „Wenn aber der liebe Gott zum dritten Male fragen wird: „Pfarrer von Pierre-Buffiere, was hast Du mit den Schäfflein gemacht, die ich Dir anvertraut habe?“ dann werde ich bestimmt antworten: „Dumm hast Du mir sie übergeben, o Herr, und dumm gebe ich sie Dir zurück!“

Die Schädlichkeit des Korsets wurde bereits im vorigen Jahrhundert erkannt und, um ihr zu begegnen, vom Kaiser Joseph II. von Oesterreich im Jahre 1783 ein Dekret erlassen, wonach, „da die schädliche Wirkung des Gebrauchs der Schnürbänder auf die Gesundheit und besonders den Wuchs des weiblichen Geschlechts allgemein anerkannt ist, und die Nichttragung derselben hauptsächlich zu ihrer guten Konstitution . . . unendlich viel beiträgt, in allen Waisenhäusern, Klöstern, und wo immer sonst eine öffentliche weibliche Erziehung sich findet, die Tragung der Schnürbänder, von was für Gattung sie auch immer seyn mögen, so gleich untersagt, auch sämtlichen Schulkindern eingebunden werden solle, daß kein Kind weiblichen Geschlechts mit Schnürbändern in die Schulen aufgenommen oder gelitten werde.“ Auch die kleinen Reifschä (Bustons) der Frauen wurden in Oesterreich für gesundheitsschädlich erklärt, da sie durch das vorn befestigte Eisen auf den Unterleib drückten. Um die Mode abzuschaffen, suchte man sie verächtlich zu machen, indem man die zum Stragenkehren verurteilten Frauenpersonen zum Anlegen und Tragen dieser Bustons zwang.

Gedankensplitter eines lachenden Philosophen.

Für einen jungen Menschen, der seit sechs Monaten mit gewöhnlicher Sorgfalt den zarten Flaum auf seiner Oberlippe pflegt, gibt es keine herbere Enttäuschung, als wenn seine Angebetete ihn fragt: „Warum läßt Du denn Deinen Schnurrbart nicht wachsen?“

Ein Ehemann ist dann erst richtig unterjocht, wenn ihn die Frau so weit zu bringen hat vermoht, das eig'ne Antlitz allen vorzulegen, Das Kinderwagenstieben sei ihm ein Vergnügen.

Ich habe einen Posten gestrickter
reinwollener Winter-
Socken
gute, dauerhafte Qualitäten
zu ausserordentlich billigen Preisen zum Verkauf gestellt,
das Paar zu
65, 85, 100, 125 Pfg.
L. Schwenck, Mühlgasse 13,
Strumpfwarenhaus. 999

Eine gutgehende Uhr mit Kette
ist ein angenehmes Geschenk.
Man kauft solche sehr billig in meinem
Etage-Geschäft, Hellmündstraße 51, 1 St.
Erich Butroni, Uhrmacher.
9814 NB. Alte Uhren und Goldwaaren werden zu hohen Preisen eingetauscht.

Nur prima Waren.

Geschw. Meyer.

Reellste Prinzipien.

Unser

Weihnachts-Verkauf

mit ganz bedeutender Preisermässigung erstreckt sich auf sämtliche Artikel unserer reich sortierten Läger in

Kleider- und Blousenstoffen, | Weisswaren, baumw. Waren,
Echarpes und Tüchern, | Coultens, Bett- u. Tischdecken,
Unterröcken, fertiger Wäsche. | Schürzen jeglicher Art.

Angesammelte Reste zu Kleidern, Blousen etc.

Langgasse 9.

enorm billig.

Langgasse 9.

Kleines Feuilleton.

Leiden englischer Ballettmädchen in Deutschland. Der Daily Express veröffentlicht eine Geschichte, die vielleicht das Interesse der deutschen Polizei erregen dürfte. Er behauptet, daß vier englische Ballettmädchen sich durch zwei Deutsche von denen der eine einen Stand auf der letzten Carl's Court-Ausstellung gepachtet hatte, zu einer Tour durch Deutschland, auf der sie sich als Ringkämpferinnen zeigen sollten, verleiten ließen. Die beiden Männer versprachen den jungen Mädchen hohe Gehälter. Nur einer ging mit ihnen nach dem Kontinent, wo er sein Benehmen gegen sie sofort änderte. In Koblenz wurde er brutal und verlangte von ihnen, daß sie in einem fragwürdigen Lokal mit noch fragwürdigeren Beuten trinkensollten. Schließlich ging er am 18. November mit der Ruffe durch und ließ die Mädchen in Koblenz sitzen. Die Koblenzer Polizei soll nach Ausfuge des Express ihnen genügend Geld vorgestreckt haben für die Fahrt nach Frankfurt, wo sich das nächste englische Konsulat befindet. Die Zeitung sagt weiter: Hier weigerte sich der Vizekonsul, die armen Mädchen nach England zurückzuschicken, und sie irrten ohne Speise und obdachlos auf den Straßen umher, bis ihnen ein Beamter der Armenverwaltung 3 A. und etwas Speise gab. Einer der Mädchen schrieb an eine Freundin und bat um Hilfe. Die Familie des Mädchens, die weder Geld noch Einfluß besitzt, appellierte vergeblich an die Londoner Polizei. Schließlich wandte sie sich an Mr. William Forbes, und dieser leitete eine Untersuchung des Falles ein, nachdem er zunächst von unglücklichen Personen 2 Pf. Sterl. zugesandt hatte. In dem Dankbrief, den das eine der Mädchen an Mr. Forbes schrieb, wiederholte sie, daß sich der Konsul in Frankfurt geweigert habe, etwas für sie zu tun.

Selbstmord einer Dame der Wiener Gesellschaft. In Wiener Gesellschaftskreisen wird auf das lebhafteste der Selbstmord der Gemahlin des Sanatoriumsbesizers Dr. Julius Fürth besprochen. Frau Alby Fürth, welche letzten Sonntag einem Selbstmordversuche erlegen ist, war eine der bekanntesten Frauen der Wiener Gesellschaft. Der allwöchentliche Tour bei Frau Dr. Fürth vereinigte stets eine große Anzahl hervorragender Persönlichkeiten, die sich immer um die schöne und geistreiche Frau scharten. Die Frau war ihrem Gatten zugleich eine ausgezeichnete Mitarbeiterin, die die Administrationsangelegenheiten der Privat-Heilanstalt führte. Die Ehe zwischen Dr. Fürth und seiner Frau war eine Musterhe, die von zwei reizenden Kindern einem Knaben und einem Mädchen, gezeugt war. Vor Jahresfrist verliebte sich die Frau in einen in der Anstalt ihres Gatten vielbeschäftigten Arzt, und vor Monatsfrist trat die Frau an ihren überraschten Gatten mit der Bitte heran, von ihr abzulassen und ihr die Freiheit wieder zu geben. Es folgten einige unerquickliche Szenen. Dr. Fürth suchte seine Frau zu überreden, schon um der Kinder willen nicht ihn zu verlassen. An einem Tage der vergangenen Woche nun hörte man am Korridor der Heilanstalt gellende Hilferufe der Frau Fürth. Ärzte eilten herbei und fanden die Frau mit, daß sie durch Sublimatpillen einen Selbstmord habe ausführen wollen. Sie hat schließlich um Rettung, denn es sei nur ein übereilter Schritt gewesen. Die Anstrengungen der Ärzte blieben vergebens, letzten Sonntag starb, wie schon eingangs erwähnt, die unglückliche Frau.

Zwei gräßliche Straßenarbeiter. Aus Wien berichtet das dortige N. Tbl.: Unter den Straßenarbeitern der Wiener Kommune befinden sich zwei Personen, Vater und Sohn, die einem italienischen Grafengeschlechte entsprossen sind. Es sind dies Franz und Adalbert R. (Nestellini), die freilich derzeit ihren Grafentitel nicht führen. Die Adalbert erzählt, entstammt er einem in der Lombardie einheimischen und sehr begüterten gräflichen Geschlechte. Sein Großvater Gaetano diente seinerzeit in der österreichischen Armee, in welcher er es zu Wörden und Auszeichnungen brachte. Eine Zeitlang war er Hauptmann der Pompiers-Compagnie in Mailand, als dieses noch unter österreichischer Herrschaft stand. Nach dem Frieden von Villafranca wurde es den

in österreichischen Diensten stehenden Offizieren italienischer Abstammung freigestellt, auch weiterhin im österreichischen Heeresverbande zu verbleiben oder diesen zu verlassen und italienische Staatsbürger zu werden. Conte Gaetano R. blieb aber, im Gegensatz zu seinen Verwandten, die in italienischen Staatsverband zurückkehrten, unter den Fahnen Oesterreichs, ging nach Wien, trat als Major aus der Armee aus und ließ sich in Vennals nieder. Er hatte einen Sohn, Franz, der sich dem Bahndienste widmete und der Stationschef in Ritzendorf wurde. Franz R. verließ später aber den Bahndienst, wurde später Rangleibeamter im Landesgericht, schied auch von dort und geriet sodann in pekäre Situationen, bis er Tramwaykondukteur und schließlich Straßenarbeiter wurde. Sein Sohn Adalbert wurde zunächst Freiheitskämpfer, trat dann in ein Herrenmodewaren-geschäft in der Inneren Stadt ein, veranlaßte diesen Laden mit dem eines Steinmetzlehrlings, mußte indes nach absolvierter Lehrzeit, da er kränklich war, diese Beschäftigung aufgeben, befristete sich darauf bei verschiedenen leichteren Erbsarbeiten und ist seit einem Jahre, gleich seinem Vater, kommunaler Straßenarbeiter. Die beiden R. führen, wie bemerkt, den Grafentitel nicht; schon Gaetano hat auf ihn, nach dem Frieden von Villafranca verzichtet. Dafür wurde Gaetano R., wie sein Enkel erzählt, der österreichische Adelstand verliehen. Franz R. hat sich in der letzten Zeit an seine in Italien lebenden, selbstverständlich den gräflichen Titel führenden Verwandten gewandt und ihnen sein Schicksal ungeschminkt mitgeteilt. Den von seinem Großvater zurückgelegten Contetit wieder rechtmäßig führen zu können, hat sich sein Enkel in seiner gegenwärtigen Lage begreiflicherweise nicht bemüht. Der Straßenarbeiter führt bloß seinen österreichischen Adelstitel. Adalbert v. R. wohnt in Währing und legt auch in diesem Bezirke die Straßen; sein Vater geht dieser Beschäftigung im 9. Bezirke nach.

Das Haus der Sirene. Einer von den Pariser Damen, die von ihrem Wit und ihrer Schönheit leben, ist es wieder einmal gelungen, eine ganze Schar von Anbetern durch einen neuen und geschickt gezielten Coup auszubuten. Diesmal war der Coup in doppeltem Sinne geschickt, denn die Hilfe der Karten wurde dazu herangezogen. Es war eine Woche lang in die Pariser Zeitungen das folgende verlockende Inserat einge-rückt worden: „Eine Dame aus hohen Kreisen, vierzig Jahre alt, reich, eine Freundin des Reisens und des „Bridgepiels“, ist bereit, sich mit einem wohlhabenden Herrn, der das Reisen und Bridgepiel ebenso liebt, wie sie, zu vermählen.“ Nun ist Paris und Versailles voll von wohlhabenden Herren, die sehr gern bereit sind, in Gesellschaft einer reichen vierzigjährigen, besonders wenn diese sich eine lebenswürdige Jugendlichkeit bewahrt hat, auf Reisen zu begleiten und selbst mit ihr „Bridge“ zu spielen, das Lieblingspiel der fashionablen englischen Dandies. Eine ganze Flut von Antworten lief daher auf obiges Inserat ein. Aus diesen suchte sich die inserierende Sirene die passendsten aus und lud die Schreiber in ihr Schloßchen. Denn ein solches, mit feinstem Pracht und dem kostigsten Luxus ausgestattet, bewohnte die Abenteuerin. Sie empfing ihre Gäste mit ausgesuchter Lebenswürdigkeit, und diese bemerkten mit Entzücken, daß sie es mit einer der reizendsten Frauen zu thun hätten, deren Reisebegleiter und Spielgenosse zu werden, sich verlohnte. Sie hatte auch allerliebste Freundinnen zu ihren Empfängen eingeladen, die mit der schönen Chatelaine an Amuth und Güte wetteiferten. Eine lebhafteste Unterhaltung war schnell im Gange gebracht, und dann setzte man sich an die Spielische. Das ging Tag um Tag. Es wurde über alles mögliche dabei verhandelt, nur auf den Kardinalpunkt, die Hochzeit, kam die Rede nie. Zudem verloren die Heirathskandidaten beim Spiel regelmäßig beträchtliche Summen, erst mit guter Wiene, dann mit grimmiger. Schließlich tauchte bei ihnen die Vermuthung auf, daß sie einer Hochstaplerin in die Hände gefallen seien, und sie erkundigten sich bei der Polizei. Als diese ankam, um nach der „Dame aus hohen Kreisen“ zu schauen, fand sie das Nest — nein, das Feenschloß leer. Nun wird die Sirene überall gesucht.

Führe uns nicht in Versuchung. In der englischen Monatschrift Voudoir erzählt Frau Humphreys, eine bekannte Schriftstellerin, es sei heutzutage bei vornehmen Hochzeiten der Brauch die Juwelen unter den Brautgeschenken auf Tischen in wohlverschlossenen Glaskästchen auszustellen, weil andernfalls einige Geheimpolizisten zur Bewachung in Dienst gestellt werden müßten. Es ist merkwürdig, bemerkt die Dame — wie leicht Schmuckstücke sich bei solchen Gelegenheiten in Kuff, Taschentuch oder selbst im Aermel versorgen. Und sie bleiben nicht nur hängen, sondern befestigen sich sogar. Wie heute die Dinge liegen, scheuen sich sogar die Besitzherinnen werthvoller Kleidungsstücke aus Furcht vor Irrthümern, sie in der Garderobe zur Aufbewahrung zurück zu lassen. Die Möglichkeit solcher unangenehmen Zufälle wird so allgemein anerkannt, daß die Dienerschaft selbst sich wundert, wenn unerfahrene Persönlichkeiten ihr einen mit Fobol besetzten Mantel oder einen Spitzenüberwurf zum Abendanlege zur Aufbewahrung einhändigen. Frau Humphreys stellt mancher ihrer Landsmänninnen aus der Gesellschaft da ein sehr böses Zeugnis aus.

Der König amüsiert sich. Aus London wird dem N. W. T. berichtet: König Carlos von Portugal, der mit Königin Amalie vorige Woche zum Besuche des englischen Königspaares in Portsmouth eintraf und nach Abschluß seiner Staatsvisite in Windsor für mehrere Tage die Gastfreundschaft des Herzogs von Devonshire auf dessen prächtigem Schlosse Chatsworth in Anspruch nahm, scheint hier alle Begriffe vom feinen monarchischen Ceremoniell über den Haufen werfen zu wollen. Dem jovialen Herrn mit seinem mächtigen Lei besamfange macht es besonders Spaß, bei Banketten zu zeigen, wieviel er zu vertragen vermag, und sich auf der Jagd als Weiserische zu produzieren. Mit je einem Büchsenpanner zur Rechten und zur Linken, die ihn so rasch wie möglich das geladene Gewehr reichen, vermag er an einem Vormittag Hunderte von Hasen zu erlegen. Infolge des starken Schneefalls der letzten Tage mußte nun kürzlich Vormittags die Jagdjagd bei Chatsworth abgesetzt werden. Aber der König improvisierte rasch genug einen anderen Zeitvertreib. Ehe man sich versah, hatte er mehrere Schneeballen geformt und bewarf mit diesen aufs energischste vor allem den portugiesischen Gesandten am englischen Hofe, den feinen Marquis de Sobral. Dieser faßte sich jedoch sofort u. bald vergnügte sich die gesamte königliche Suite am Schneeballwerfen.

Billige Schuhe!

Von heute bis Weihnachten für Jedermann auf meine sämtlichen, nur wirklich guten Waaren

10% Rabatt.

Schuhwaarenhaus Fiedler,
9 Mauritiusstraße 9. 1117

Confect. Buttergebäckes pr. Pfd. 80 Hg., 1.30. Baumconfect 60 Hg., Anisgeb. 1.—, Pfirsichen 1.60, Schokolade und Biskuits bei P. und K. in großer Preise. Spezialität: Feinstenbrot und Honigkuchen. 1221
Prob- und Feindbäckerei mit elektrischem Betrieb
F. Zimmermann, Morikstr. 40.
Telefon 2154.

M. Bentz,
12 Ellenbogengasse 12.
Aeltestes Galanterie- und
Spielwaaren-Magazin
Wiesbadens,
gegründet 1862 unter der Firma
J. Keul.

Ausverkauf

wegen Umbau meines Hauses.

Man achte genau auf **Firma u. Haus-No. 12!**

☎ **Telephon 341.** ☎



Ew. Stöcker, Uhrmacher.

Ausserordentliche Ausnahme-Preise

für den **Weihnachts-Verkauf** in Uhren, Gold-, Silber- und Musikwaaren, Christbaumständern mit Musik etc.

NUR 52 Webergasse 52.



Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Von den Kunstsalons.

Die interessante Kollektion Gebhardt bei Victor ist noch um zwei Nummern vermehrt worden, die in gleicher Weise wie die übrigen Werke die eigenartige Begabung der genialen Künstlerin bezeugen. Außerdem sind noch eine Anzahl Steinzeichnungen von Statura zur Ausstellung gelangt, die zum Teil, wo der Künstler zu einem ruhigen Ausdruck gelangt, sehr schön wirken; in einigen Blättern herrscht eine etwas wogende Durcheinanderschiebung der Hauptmassen, die den harmonischen Gesamteindruck stört.

Bei Vanger sind zwei echte Böllins zu sehen. „Rochie und Malerei“ und „Anagnomene“. Beide Gemälde sind Nachschöpfungen nach den gleichnamigen berühmteren Werken des Meisters. Eine überreiche Anzahl von vorzüglichen Reproduktionen Böllinscher Gemälde gibt einen guten Ueberblick über das Schaffen des Meisters. Hier empfindet man vielfach mehr Genuß als vor den Originalen. — Einige größere Gemälde von Müller-Münster sind zeichnerisch sehr tüchtig und gut in der Komposition. Vom malerischen Gesichtspunkte aus, verdient das kleinere „Ruhe“ den Vorzug. In Seewalds „Erlkönig“ ist die gewollte Stimmung nicht ganz erreicht. Mit besonderem Interesse wendet man sich den fein empfundenen Landschaften von Overbed zu, wo man besonders durch die zarte Wiedergabe der Frühlingsstimmung des „Im Mai“ gefesselt wird.

Gastspiel Paul Kalisch. Herr Kammerjänger Paul Kalisch sang vorgestern im Stadttheater zu Koblenz mit großem Erfolg den „Elezar“ in Gounods „Jüdin“. Die Kritiken der Koblenzer Presse sind des Lobes voll. U. a. schreibt der „Rhein- und Mos-

selbote“: Die hiesige Aufführung kann man mit gutem Gewissen eine Art Festvorstellung nennen. Selten hat unsere Bühne derart farbenprächtige Bilder, überhaupt so gute Inszenierung gesehen. Der Oberregisseur des Herrn Direktor Dörner gebührt hierfür besonderes Lob. Und nun zu unserem Gaste. Herr Kammerjänger Kalisch scheint, trotzdem er hier zum ersten Male sang, über eine große Gemeinde begeisterter Freunde zu verfügen. Das Haus war vollständig ausverkauft, ungeachtet der erhöhten Preise und das mit Recht. Was wir da gestern auf unserer guten treuen Bühne sahen, war kein berühmter Heldentyp, der den „Elezar“ sang, sondern die wirkliche echte Verkörperung dieser gigantischen Figur. Wir sagen es frei und offen, wir hatten zu Beginn die Befürchtung, die Stimme des Gastes wäre etwas belegt; aber immer mehr kam es uns zu Bewußtsein, daß der große Sänger mit Absicht eine, für die Rolle des fanatischen alten Juden charakteristische Klangfärbung anstrebte. Der „Elezar“ ist ja nicht allein Gesangsparthie, sondern in gleich bedeutendem Maße eine Spielparthie allerersten Ranges. Und wie großartig vereinte sich bei unserem Gaste Gesang und Spiel zu einem vollendeten Ganzen. Szenen wie das „Gebet“ oder das große Duett mit dem Kardinal oder die Schlüsszene u. a. werden dem empfindenden Zuschauer stets unvergeßlich bleiben. — Herr Kalisch empfing neben reichlichem Lorbeer einen derartig enthusiastischen Beifall seitens des Publikums, daß er hoffentlich bald wiederkehrt.

Geschäftliches.

Ein gern gesehener Gast stellt sich wieder bei uns ein. — Wie in den früheren Jahren, so erfreut die hiesige Firma August Engel, Königlich Hoflieferant, auch in diesem Jahre ihre Kunden durch einen geschmackvoll ausgestatteten Kalender. — Auffallender Weise beginnt dieser nicht, wie seine Geschwister mit dem 1. Januar, sondern mit dem 1. Dezember, und kann somit schon zu dem bevorstehenden Weihnachtsfest, das zu Notizen mehr Gelegenheit, wie andere Zeiten bietet, benutzt werden. Die eigenartige Anordnung eines weißen Notizbuchs mit dem Datum ist ebenso zweckmäßig, wie hübsch. Der Kalender kommt in einer großen Anzahl zur Verteilung, sei es durch direkten Versandt oder durch Verabfolgung in den beiden Geschäften Taunusstraße 14 oder Wilhelmstraße 2.

Complete Betten hat das Wiesbadener Bettfedernhaus aufgenommen, wie aus der Anzeige im Inseratenteil ersichtlich ist. Wie wir uns davon überzeugten, findet man dort eine große

Auswahl in allen denkbaren Arten, von den einfachsten Dienstbotenbetten bis zu den hochfeinsten Herrschaftsbetten. Herr Stern, Inhaber des Wiesbadener Bettfedernhauses, hat es verstanden, durch sachmännische und reelle Bedienung sich aus kleinsten Anfängen zu einem bedeutenden Spezialgeschäft emporzuschwingen. Durch die von Seiten des Herrn Stern vereinbarten großen Abschlässe sind die Preise in der That sehr billig und können wir jedem Interessenten empfehlen, sich bei eventl. Anschaffung von Betten und Bettfedern sich vertrauensvoll an dieses Spezialgeschäft zu wenden.

— Auf, rettet eure heiligen Güter! Dieser Ruf ging vor Jahresfrist durch die Presse als bekannt wurde, daß der herrlichen Rochuskirche in Düsseldorf die Gefahr drohe, durch Ausnutzung eines umliegenden Geländes verbaut zu werden. Durch die Opferwilligkeit vieler ist die Aussicht gesichert, daß das herrliche kirchliche Bauwerk nicht durch Gebäude verbaut, sondern frei gehalten wird. Ein Erfolg ist aber nur dann gesichert, wenn die vom Ministerium gestattete Rochuslotterie deren dritte und letzte Serie vom 10. bis 17. Dezember d. J. gezogen wird einen vollen Erfolg hat. Jedermann sollte sein Scherlein zur Freihaltung für dieses erhabene Bauwerkmal der Stadt Düsseldorf beisteuern und mancher wird diese Gelegenheit um so lieber benutzen, als sie ihm die Aussicht gibt, für nur 2 M. einen großen Haupttreffer zu machen.

Independent-Order of Good Templars

(unabhängiger internationaler Guttempler-Orden).

Sonntag, den 4. Dezember, abends 7 Uhr, im alkoholfreien Restaurant, Friedrichstraße 18, I.

Einweihung der Wiesbadener Loge „Taunuswacht“

durch Eisenbahn-Direktor a. D. Herrn de Terra aus Marburg.

Alle diejenigen, welche die unheilvolle Wirkung der berauschenden Getränke erkannt haben, werden ersucht, sich zu beteiligen und dem Guttempler-Orden anzuschließen. 1269

Rochuslose à 2 Mk. jedes 11. Los gewinnt, muss jeder spielen. 1592/70

Vorteilhaftes Angebot

für

Weihnachts-Geschenke.

Jedes Kleid auf Wunsch in elegantem Carton.

Meliertes Wollstoff	für praktische Hauskleider	das Kleid (6 Meter)	Mk. 4.50
Gestreifter Wollstoff	für praktische Hauskleider	das Kleid (6 Meter)	„ 5.40
Lodenstoff (110 breit),	sehr solid	das Kleid (6 Meter)	„ 6.75
Crêpe (reinwollen)	in allen Farben, für Strassenkleider	das Kleid (6 Meter)	„ 5.75
Cheviot (reinwollen)	in allen Farben, für Strassenkleider	das Kleid (6 Meter)	„ 7.50
Kammgarn-Satin,	reinwollen, in allen Farben	das Kleid (6 Meter)	„ 10.50
Satintuch (reinwollen)	glanzvolles und solides Gewebe,	das Kleid (6 Meter)	„ 12.50
Waschächte Baumwollstoffe	für Wirtschaftskleider etc. zu allen Preisen.		

~~~~~ Bessere Roben in jeder Preislage. ~~~~~

### Ausnahme-Angebot:

Voile, reinwollen, in reizenden Dessins und vielen Farben, das Kleid Mk. 9.—.

Langgasse 20.

J. Herz,

Langgasse 20.



nr. 284.

Sonntag, den 4. Dezember 1904.

19. Jahrgang

## Edda Beerborg.

Roman von B. Riedel-Ahrens.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

An diesem Morgen hatte Jürgen Haller sich zum Bahnhofe begeben, um seinen Schwager abzuholen, während Dina die elegante Zimmerflucht durchschritt, hier ein Stübchen entfernend dort die Falten ordnend, denn Lothar war von peinlicher Ordnungsliebe und pflegte auf jede Kleinigkeit zu achten; sie that es mechanisch — ihre Gedanken folgten Jürgen, mit dem sie kurz zuvor wieder einen heftigen Austritt gehabt.

„Unerhört!“ dachte sie, frampfhaft die herabhängenden Hände ringend. „Ein Mann kann wahrhaftig nur die Frau lieben, die ihm ein Kind schenkt!“ Diese Worte hatte er ihr im Zorn entgegengeschleudert und wie ein Dolchstich hatten sie ihr Herz getroffen. Als sie ihm trotzdem in das Atelier folgte, war ihr angedeutet worden, daß er gegenwärtig eine Arbeit unter den Händen habe, die keine Störung zulasse, sie möge ihn nicht unterbrechen und als sie hierauf gefragt, woran er schaffe, lautet die kurze Erwiderung, es sei ein Werk, von dem er bis zur Fertigstellung nicht zu sprechen wünsche.

Das wagte er ihr zu bieten, ihr, durch die er alles geworden, der er alles verdankte! Die Ursache dieser ungeheuerlichen Veränderung aber konnte nur eine andere sein, ein Weib, und das war ohne Zweifel Edda Beerborg, die sie vertrauensvoll in ihre Häuslichkeit gezogen!

Dina wurde von einem eintretenden jungen Mädchen unterbrochen, eine recht anmuthige Erscheinung in schwarzer Bluse und dunkelrothem Rock; auf dem hübschen Gesichte lag heute eine gewisse Erwartung. Jenny Rausch belleidete im Hause die Stellung einer Stütze, wurde jedoch ihres bescheidenen und gebildeten Wesens wegen von Dina gern zu leichten persönlichen Dienstleistungen in Anspruch genommen.

„Ich komme, Jenny! Bitte — die Dusefäsur und das lila Sammetkleid mit dem Goldschmuck, — ist alles bereit?“

„Schon längst, gnädige Frau.“

„Schön! Was ist Ihnen denn passiert, Jenny, Sie sehen ja so leuchtend aus!“

Das junge Mädchen lächelte verlegen. Wie hätte sie auch den Grund ihrer halb frohen, halb angstvollen Bewegtheit gestehen dürfen, der in dem Wiedersehen mit Lothar von Döllingen bestand. Schon seit mehreren Jahren hatte sie zu ihm in näheren Beziehungen gestanden, die ihren Anfang genommen, als sie, die früh Verwaiste, noch eine Heimath bei ihrer Tante, der Frau Amtmann Rausch gehabt, die bald danach gestorben war. Gezwungen, von nun an für sich selbst zu sorgen, hatten die drückenden Verhältnisse sie zufällig in das Haus seiner Schwester geführt.

Lothar wurde freudig von Dina, die stolz auf den einzigen älteren Bruder war, begrüßt; er hatte vorläufig auf ein Jahr Urlaub genommen, um später vielleicht den Dienst ganz zu quittiren; das Leben eines Infanterie-Leutnants und die damit verbundenen Strapazen sagten seinem Gemüthe nicht mehr zu; nach den Jahren allzureichen Genießens, die seinen Körper geschwächt, sehnte er sich nach der Ruhe, die seine reichlichen Mitteln ihm verschaffen konnten.

„Nun, Dina“, begann er, sobald die Geschwister sich allein befanden, den fest aufstrebenden blonden Schnurrbart wirbelnd, „wie geht es dir denn, unter uns gesprochen? Einen Frauenkenner wie ich mich rühmen darf zu sein — beiläufig gestanden, das einzigste, worin ich riesig groß bin — kann dein frampfhaftes Lächeln nicht täuschen, natürlich bist du kreuzunglücklich.“

„Einem so scharfsichtigen Beobachter gegenüber wäre es thöricht, das Gegentheil zu behaupten.“

„Hast du mir vorausgesagt, aber du wolltest ja nicht hören, Dina. Künstler sind unberechenbare Menschen, Allerweltseigenen, mit einem Schusse von Größenwahn und Selbstvergötterung — nie mein Fall gewesen. Sie passen so wenig für die Ehe mit einem Mädchen deiner Art, daß ich schon jetzt den Schluß des Programmes deiner Fei-rath wittere, Ballsaal — verzehrende Leidenschaft — Trauung — höchste Wonnen — Enttäuschung — böse Auftritte — über die letzte Nummer den Schleier des Schweigens! — Ja, ja, ich besitze Erfahrungen im Verlaufe unserer modernen Ehen und scheue sie wie ein gebranntes Kind das Feuer!“

„Es ist nicht meine Schuld — Jürgen fordert mich heraus, er gibt mir Grund —“

„Zur Eifersucht“, unterbrach sie Lothar im Vollbewußtsein seiner unwiderlegbaren Weisheit lachend, „ich möchte doch wetten, Dinchen, daß auch du nicht ohne Schuld bist. Ist es einem von uns gelun-gen, sich in einem vankelmüthigen Herzen wirklich festzusetzen, dann erhebt ihr ihn auf ein Piedestal und macht ihn zum Götze, auf den ihr blindlings schwört und dem ihr eure Anbetung mit einer Hartnäckigkeit zu Hülfe legt, die eines besseren Gegenstandes würdig wäre. Ihr ihersehet dabei, daß diese Art der Verhimmelung dem Manne bald langweilig wird, und ihr im Eifer, ihn allein zu besitzen, euch zu seinem Tyrannen aufwerft, ein Joch, das der Gefesselte abzustreifen bemüht sein wird — und der Bruch ist da.“

„Du meinst also“, sagte Dina entrüstet, „ich soll gelassen zu-sehen, wie Jürgen vor meinen Augen sich um die Gunst einer anderen bemüht?“

„Liebes Herz, es wird dir nicht gelingen, deinen Mann zu überzeugen, daß solche nichtsagenden Courschneidereien ein Verstoß gegen dein verbrieftes Eherecht sind. Statt dessen möchte ich dir rathen, dich dadurch zu rächen, daß du Gleiches mit Gleichem vergilt, suche deinerseits seine Eifersucht zu wecken, wir Männer mögen gern von neuem erobern! Zuweilen hat sich das als praktisch erwiesen, den Ausreißer wieder in die alten Ketten zu schmieden.“

„Du bist grenzenlos frivol, Lothar, ein Sumpshuhn, wie sie die Großstadt züchte, schäme dich. Ich sehe schon, von dir ist kein Heil zu erwarten, und wünsche nur, daß bald für dich die Stunde schlägt, wo du unheilbar in den Fesseln der echten Liebe schmachtest.“

Er versicherte, daß ihm derartiges nicht passieren könne, Dina aber dachte halb gegen ihren Willen über den Rath des Bruders nach; hatte er nicht insofern recht, als sie sich einst Jürgen

aufgebrannt, und mit der Vergötterung von ihrer Seite stimmte es auch, und sie begann über Mittel und Wege zu grübeln, sich die Liebe ihres Mannes zu erwerben, die der Inhalt ihres unruhewollen, begehrliehen Lebens geworden, ihr einziges, glühendes Sehnen. Was würde sie nicht thun und unternehmen, um Jürgens Liebe zu erobern! Und unbestimmt begannen sich die ersten Gedanken zu ihrem Ziele zu regen.

Als Lothar nach dem Abendessen — es war unter dem Austausch alter Erinnerungen spät geworden — sein in dem einzigen Stodwerke der Villa gelegenes Wohnzimmer aufsuchte, kam ihm Jenny Rausch, welche die Lichter dort angezündet, mit einem leisen Jubelrufe entgegen.

„Lothar, endlich! Warum liehest du alle meine Briefe unbeantwortet? Das vergebliche Warten war so schrecklich, es hat mich ganz krank gemacht!“

„Ich bitte dich, Jenny, ruhig Blut — fährst du in dieser Weise fort, wird man bald merken, wie es mit uns steht. Warum ich nicht schrieb? Das sollte dir doch einleuchten — einfach, weil man meine Handschrift kennt.“

„Konnte nicht ein Anderer die Adresse schreiben? Ich habe schrecklich gelitten und gedacht, du liebest mich nicht mehr.“

Lothar von Döllingen musterte verdrießlich die Spitze seines eleganten Lackschuhs, die Situation behagte ihm keineswegs.

„Liebes Kind, wenn man die Dreißig mel erreicht hat, pflegen Anwandlungen von Vernunft zu kommen, die uns veranlassen, mit den Jugendthorheiten zu brechen. Es ist ja gut, daß du hier bist, vor allem bietet sich dadurch Gelegenheit endgiltig über gewisse Punkte ins reine zu kommen.“

Jenny Rausch stand am Sopatische, auf dem ihre kleine Hand ruhte; Lothar entging nicht das Anmuthige ihrer jugendlichen Erscheinung, ihr reiches, glänzendes Haar, das ihn einst entzückte; und veröthlicher gestimmt hob er ihr Sinn empor, um sie lächelnd mit jenem Blicke zu messen, der sie früher so oft berauscht.

„Ich muß hier fort, diese Stellung bei deiner Schwester ist zu demüthigend.“

„Natürlich mußt du fort, Jenny. Ich hoffe nur, daß du nicht etwa Illusionen hegst, deren Verwirklichung außer dem Bereiche aller Möglichkeit liegen.“

Ihr Gesicht verzog sich schmerzhaft.

„Ich hege keine Illusionen mehr“, antwortete sie leise zitternd, „ich habe mich an den Gedanken gewöhnt, dir zu entsagen.“

„Um so besser. Es ist mir lieb, daß du vernünftig geworden bist und einsehst, daß an eine Heirath zwischen uns nicht zu denken ist.“

„Ja, ich sehe es ein: du bist ein reicher, vornehmer Offizier, ich darf es nicht verlangen. Nur um eins habe ich immer gebetet: daß Gott mir deine Liebe erhalte; so lange ich weiß, daß du mich lieb hast, will ich alles ertragen.“

„Das ist ja rührend, Schatz.“

„Es ist ganz natürlich, Lothar, denn du bist das Einzige, was ich arme Verlassene noch auf der Welt besitze — so viele trübe und doch auch selige Stunden verknüpfen uns unlösbar, nicht wahr, du behältst mich lieb, du denkst nicht daran, mich von dir zu stoßen?“

„Gewiß behalte ich dich lieb“, entgegnete er, einer Regung schonender Großmuth folgend, „zumal da du so vernünftig geworden bist, nicht länger an die unmögliche Heirath zu denken, ich wußte ja nicht, daß du unterdessen so einsichtsvoll geworden bist! Selbstverständlich darf niemand von unserer Bekanntschaft erfahren, das wäre mir schrecklich fatal — also vor allen Dingen Vorsicht.“

„Von mir erfährt es niemand, Lothar, ich weiß, was ich dir schuldig bin“, entgegnete sie mit einem Anfluge von Bitterkeit.

„Gut, so wären wir also darüber im Reinen! Du bist hübscher geworden, Schätzchen — die Seelst und das gute Leben thut dir gut. Wirklich famos! Ich freue mich doch, daß du da bist!“

Er wollte sie an sich ziehen, doch Jenny entwand sich ihm und schlüpfte hinaus.

Dinas Zimmer waren eingerichtet, die Gesellschaft zu Ehren Lothars, der sich wenig von dem Bekanntenkreise der Schwester versprach, aufzunehmen; selbst auf Susannae Geerborg, die sie ihm als eine hervorragende Schönheit geschildert, war er nicht sehr gespannt, wer konnte sich wohl in diesem Reste mit der Damenwelt Berlins messen. Doch bereitete es ihm ein gewisses Vergnügen, sich vorzustellen, welches Aussehen seine glänzende Uniform erregen werde und wie die Mütter bemüht sein würden, ihn für die heirathsfähigen Töchter zu erobern.

Zuerst kamen Geerborgs, Frau Alberta in schwarzen Spitzen, überaus geschmackvoll und distinguirt, Ebba in dunkel-

arist von gesuchter Einfachheit, ohne zu ahnen, daß diese Schlichtheit den feinen Kopf besonders günstig hervorhob. Susanne, im Glanze ihrer neunzehn Jahre und einer lichtblauen Taille, alle überstrahlend.

Als die Gäste versammelt waren, erschien Lothar, von Dina vorgestellt, und wie er vorausgesehen, geriethen die meisten Damen beim Anblick seiner stattlichen Erscheinung in entsprechende Aufregung. Und dann geschah das Unerwartete, etwas, das ihm bisher noch nicht passirt: als sein kühl musternder Blick Susannens tiefblauen Augen, die in so anziehendem Kontrast zu dem goldschimmernden braunen Haar standen, begegneten und das blumenhafte Mädchenanlich sich ihm schüchtern zuwandte, da fühlte er sich von ihrer entzückenden Erscheinung so stark angezogen, daß er alles vergaß und nur in ihre Nähe zu gelangen suchte. Bald war er denn auch in ein lebhaftes Gespräch mit ihr vertieft und war so bezaubert, daß er sie offenkundig auszeichnete und dadurch den Reiz der übrigen auf sie lenkte.

„Wissen Sie auch, mein gnädiges Fräulein“, flüsterte er ihr vor Tische zu, nachdem es ihm durch eine geschickte Manipulation gelungen, anstatt der biden Frau Bürgermeisterin, Susanne zu führen, „daß ich Sie im Verdachte habe, zu den Nixen oder elbischen Wesen zu gehören, die jedenfalls in diesem schrecklich wilden Meer irgendwo ihr Wesen treiben?“

„Ein elbisches Wesen — was that ich denn, Herr Leutnant, um solchen Verdacht zu wecken?“ sagte sie in lieblicher Verwirrung.

„Ein Wunder“, antwortete er prompt. „Es gelang Ihnen, mich in diesem schauerhaft langweiligen Orte festzuhalten, wo ich es vorher, offen gestanden, nicht eine Woche ertragen zu können glaubte.“

„Ich möchte doch behaupten, daß mir so viel Antheil an dieser raschen Wandlung nicht zusteht, — die anregende Gesellschaft hier —“

Lothar lachte. „Diese anregende Gesellschaft ist kolossal öde, daß ich verrückt würde, wenn Sie nicht da wären, gnädiges Fräulein; Sie sind eben viel zu rein und unschuldig“, fügte er mit einem feurigen Blick hinzu, „um Ihre Macht auf einen blasierten Menschen zu fennen!“

Die Bedeutung des Wortes lag Susanne allerdings fern; überhaupt das Verständniß seine ganzen Wesens; was jedoch von der Oberfläche von ihm ausging, das kitterliche, Haszinierefluge den Effekt Berechnende, das lag sie unbewußt, unwiderlich zu ihm hin. Ihn hingegen fesselte mehr und mehr die schattenlose Unschuld, die nichts von dem Sumpfe moralischer Verkommenheit ahnte, in dem er gelebt. Unschuld und Reinheit waren zwei Begriffe gewesen, die nur dem Worte noch für ihn existirten, und nun standen sie plötzlich verwirklicht da. Zum erstenmale schien es ihm der Mühe werth, ein Mädchenbräut zu erobern und sein Bestes an den Einsatz zu setzen.

Ebba verhielt sich still; Dina war kühl, sie wußte, daß es mit der alten Freundschaft vorbei sei; absichtlich vermied sie mit Jürge Haller zu sprechen, doch entging es ihr nicht, daß er ein paarmal zu ihr hinüber sah. Zu ihrem Unwillen sah sie sich auch von Robert Towehl, der im Nebenzimmer mit einigen alten Herrn Whist spielte, beobachtet und einmal sogar ein geringschätzendes Lächeln um seine Lippen lag, das sie empörte. Was gab ihm ein Recht zu dieser Geringschätzung, welcher er dadurch noch Nachdruck verlieh, daß er den ganzen Nachmittag nicht ein einzigesmal mit ihr sprach. Was er sich nur herausnahm!

Später musizirte die junge Welt, Jürge sah am Flügel im Wintergarten; es war um die Zeit des Zwielichtes, aber die Kronleuchter brannten schon in dem Salons. In eine Fensternische, die dichte Lorbeerbäume zu lauschigen Winkel geschossen, stand Ebba und horchte. Er spielte die Mondscheinsonate, und als die Klänge des wunderbaren ersten Satzes verklungen waren, ging er in eine Melodie von Mendelssohn über, ein Frühlingslied ohne Worte, voll Jubel, Thränen und Vogelruf, um dann leise verhallend auszuklingen, wie eine Erinnerung aus der Märchenzeit, mit einem fragenden Akkord.

Ebba träumte; es war, als ob der Raum sich mit lichtem Glanze füllte; unsichtbare Blumengewinde die Nische öffneten und strahlende Pforten ein neues Reich erschlossen, in dem sie wandeln durfte; so war es ihr entgangen, daß jemand anderer am Flügel Platz genommen und der Künstler sich näherte.

„Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten, so daß ich meine Arbeit aus dem Gedächtniß beginnen mußte. Warum stehen Sie mich ohne ein Wort der Erklärung schnode im Stich?“

„Weil ich Sie gelegentlich bitten wollte, vor dem Werke, das meine Züge tragen soll, abzusehen, Herr Voller.“

Fortsetzung folgt.

## Denkspruch.

Werde, was du noch nicht bist,  
Bleibe, was du jetzt schon bist,  
In diesem Bleiben und diesem Werden  
Liegt alles Schöne hier auf Erden.

Grillparzer.



## Der Sauerwurm.

Humoreske von Leo von Torn.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Hol' Dich der —“ schalt der Major, indem er sich die Tränen aus den Augen wischte. „Solch ein verfluchtes Zeug setzt Du mir vor? Das soll Freundschaft sein! Das ist Körperverletzung, verstehst Du?! Und ich erkläre Dir —“

„Laß mich mal erst erklären. So wirkt der Sauerwurm beim Wein. Er wird ungenießbar. Und wenn ich an das Teufelszeug überhaupt noch ein paar Flaschengläser verschwendet habe, so geschah das zur lehrreichen Erinnerung, um etwaigen, vom Sauerwurm befallenen Menschen — nee, mein Vieber! Hier sitzen geblieben! Heute rückt Du mir nicht aus! — Also um solchen Leuten einmal Klarzumachen, was sie für zweifelhafte Genußmittel sind. Sei gut, Alter! Schau' mal — ich weiß ja ganz genau, wie es um Dich steht. An den Kern ist Dir der verfluchte Wurm gegangen, als Du die Wanka ausziehen mußt und Deinen weichen Filzhut gekauft hast. Es ist gewiß schlimm, von der Waffe abgehen zu müssen, die man liebt — und bloß deshalb, weil so ein malitioser Rader von Gaul einen vor den Augen des Höchstkommmandierenden nicht bloß abwirft, sondern auch noch mit dem Hosenboden an einen Stadelenzaun hängt, was ebenso genierlich wie gefährlich ist. Aber das ist doch schließlich überwunden, meine ich. Der Kommandierende ist in die Wurst gekommen, der Gaul ist auch in die Wurst gekommen — und die Zeiten, wo Du egalweg auf dem Bauch hast liegen müssen, sind doch vorüber. Vorgestern hast Du schon drei Stunden zu Pferd gegessen —“

„Wie auf einem Kadelkissen, jawohl!“

„Na schön, aber das wird sich doch geben! Ich will Dir mal was sagen, Jimmy — der Sauerwurm ist bei Deinem Abschied nur in sein zweites Stadium getreten. Verstehst Du? Vorhanden war er seit dem Tage, wo Du Dich mit Piese Konken überworfен hast, mit Deiner Braut — einem Brachtmädel, das aus Dir einen lebensfrohen und —“

Der Major hatte sich finster erhoben.

„Mein Vieber,“ stieß er hervor, „ich lasse es mir bieten, wenn Du mir ein Gemenge von Schwefelsäure und Glaserherben als Wein vorsehst; auch daß Du mich an den Abschied und meine ramponierte Sitzfläche erinnerst, mag Dir hingehen, obwohl das nicht gemüthvoll ist. Aber das andere — da möchte ich doch bitten! Das verstehst Du nicht!“

„Kannst recht haben. Ich verstehe heute noch nicht, wo man eine solche Unsumme von Eigensinn und Dickköpfigkeit hernimmt, um eine Seele vom Mädel, wie meine Cousine, soweit zu bringen, daß sie Dir den Abschiedsbrief schreibt. Ich verstehe ferner nicht, wie ein solches Mädel es fertig bringt, Dich trotz alledem heute noch zu lieben —“

„Demmingen —!“ Das klang wie ein Schrei, gepreßt und qualvoll, sodaß es dem Rittmeister heiß in die Augen kien.

„Jawohl — Demmingen, Demmingen!“ äffte er zwischen Neger und Rührung nach. „Es ist so, Du alter Esel! Sie hat von meiner Frau erfahren, wie es Dir gegangen ist. Sie weiß, daß Du hier bist, weiß, wie der Sauerwurm an Dir nagt, so daß das ganze Gewächs kaum noch genießbar ist. Kurz und gut — sie will Dich sprechen, nachmittags um vier ist sie da.“

Abendfrieden am Rhein.

Durch die weitgeöffneten Fenster des Alkoven wippt es herbustig von den Hügeln.

Die beiden Freunde schauen den Damen nach, die den Wintern entgegengehen, welche halb mit den letzten Lasten für heute heimkehren müssen. Vom Schloßthore winkt eine schlanke Frauengestalt mit dem Taschentuche herauf.

Major Konstantin Jimmy schlägt die Hände vor das Gesicht und läßt sich schwer in den Stuhl fallen.

„Aber es ist doch nicht möglich, Demmingen! Es ist nicht möglich! Mensch, ich bin doch alt geworden und grau! Sie kann mich nicht mögen! Es ist nur Mitleid von ihr!“

„Mein lieber Freund, aus Mitleid schenkt man jemandem einen Taler, aber man heiratet ihn nicht. Außerdem ist die Piese genau um dieselben zehn Jahre älter geworden wie Du — und das ist kein Fehler. Ich will Dir das wieder an einem Beispiel klar machen. Da kommt Jakob — und diesmal bringt er eine andere Flasche — das kannst Du ihm schon an der Nase ansehen. Wollen Sie mal gefälligst die Gurke wegnehmen von der Flasche? Was fällt Ihnen denn ein?“

„O, Herr Rittmeister!“ höhnte Jakob, indem er die Flasche auf den Tisch stellte und sie aus ganz kleinen Schlingelgüßchen verliebt anschaute. „Das ist ein Duft!“

Dummrüst —!“

„Also verduften Sie gefälligst!“

Jakob ging — aber nicht ohne bei jedem Schritt noch ein paar Nasenlöcher voll des Duftes in sich aufzufangen.

„Das ist ein Wein, Alterchen,“ sagte der Rittmeister, indem er den edlen Tropfen vorsichtig eingoß, „ein Wein, der auf der Traube die Edelssäule durchgemacht hat. Weißt Du, was das ist? Das ist, wenn man die Traube überreif werden läßt, ehe sie geerntet wird. Dadurch wird alles, was in ihr steckt, zu höchster Vollkommenheit entwickelt — jede Säure verliert sich, der Edelring erscheint in seiner reinsten Form. Profit — in diesem Sinne —“



## Das Testament.

Der alte Herr Gutheitz fühlt sein Ende nahen. Er hat einen Notar kommen lassen und diktiert ihm seinen letzten Willen.

„Ich vermache hiermit meiner Frau, Katharina, geborene Jangefeld, eine jährliche Rente von zweitausend Mark,“ sagte er. „Haben Sie das niedergeschrieben, Herr Notar?“

„Jawohl,“ antwortet der Notar. „Aber ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß Ihre Frau Gemahlin noch nicht so alt ist, und daß sie sich möglicherweise später wieder verheiraten könnte. Wollen Sie für diesen Fall keine andere Verfügung treffen? Das pflegt man immer zu tun.“

„So? Schön! Dann fügen Sie also noch hinzu: für den Fall aber, daß meine Frau sich aufs Neue verheiraten sollte, vermache ich ihr eine Jahresrente von viertausend Mark.“ Das wird genügen, wie?“

„Aber das ist ja gerade das Doppelte von dem, was sie erhält, wenn sie nicht wieder heiratet,“ sagt überrascht der Notar. „Gewöhnlich pflegt man es umgekehrt zu machen.“

„Herr Notar, derjenige, der meine Frau nimmt, hat die zweitausend Mark redlich verdient,“ gab Herr Gutheitz mit mildem Lächeln zur Antwort.

Salsaff.



Strenge Erziehung. „Meine Frau erzieht unsern Jungen sehr gewissenhaft. Wenn er unfolgsam gewesen ist, schickt sie ihn immer ohne Essen zu Bett.“

„Ist das nicht etwas zu streng?“

„Gar nicht. Sie bringt ihm dann das Essen immer ans Bett.“

Il mondo che ride.



**Eine klassische Kegelschiffgesellschaft.** Der im Jahre 1838 verstorbene Professor in Preßburg, Andreas Sguchoviny, reiste einmal während der Ferien nach Deutschland und kam dabei, es war im August des Jahres 1803, nach Weimar. Die Hitze und der Staub hatten ihn durstig gemacht und als aus einer offenen Gartentür helles Geräusch und Gläserklang erscholl, trat er ein, um sich durch einen frischen Trunk zu erquicken. Da sah er unter einer alten Linde in der Nähe eines von Weinreben umrankten Hauses eine aus Herren und Damen bestehende Gesellschaft mit Kegelschieben beschäftigt. Alle blickten den Fremden verwundert an und dieser setzte sich daher in einiger Verlegenheit an einen leeren Tisch, stopfte sich seine Pfeife und rief einer Kellnerin, die eben mit vollen Biergläsern vorüberging, zu, sie möge ihm ein Glas bringen. Die Jungfer sieht ihn erkannt an und bleibt zögernd stehen; aber ein Herr, der eben eine Kugel in der Hand hielt und den Fremden aufmerksam betrachtete, gab ihr einen Wink, worauf sie ihm den verlangten Trunk brachte und freundlich kredenzte. Unser Reisender trank behaglich, während die Gesellschaft heiter lachend und plaudernd ihr Kegelspiel fortsetzte. Einer der Herren warf die Kugel mit so schwachem Schwunge, daß diese nie ans Ziel gelangte und der Spieler darob von den anderen immer ausgelacht wurde. Es war ein leidend aussehender Mann mit edlen Zügen und großen geistvollen Augen. Der Professor hatte Mitleid mit ihm, trat näher und erlaubte sich als geschickter Kegelspieler die Bemerkung, daß jener die Kugel unrichtig fasse und diese daher nie treffen könne. Der so Belehrt — es war derselbe, der vorher der Kellnerin den Wink gegeben hatte — drückte dem Fremden die Kugel in die Hand und ersuchte ihn, einige Male an seiner Stelle zu schießen. Letzterer nahm das Anerbieten an und vertiefte sich während des Spiels mit den übrigen in ein eifriges Gespräch, infolgedessen sie erfuhren, daß er ein Professor aus Ungarn sei. Dabei spielte er glücklich, und als der Abend dem Spiel ein Ende machte, hatte er einige Groschen gewonnen, die er dem eigentlichen Spielpartner, dessen Stellvertreter er gewesen, redlich einhändigte. Dieser lud ihn dafür zum Abendessen ein, zu welchem im Garten gedeckt war, und woran die ganze Gesellschaft teilnahm. Man aß guten Braten und trank ausgezeichneten Rheinwein. Dem Ungar, dessen Glas immer aufs neue gefüllt wurde, ging das Herz auf, und nach seiner heimischen Sitte leerte er das Glas auf das Wohl seines Wirtes, als welchen er den Herrn mit dem blaffen Gesichte betrachtete, für den er beim Kegelspiel eingetreten war. Die Gläser klangen und einer der Herren voll stolzer Würde in der Erscheinung, stieg mit dem Fremden an und rief: „Es lebe der König von Ungarn! Es lebe die edle ungarische Nation und deren wackere Professoren!“ Entzückt von dieser Freundlichkeit erwiderte der Fremde dieselbe mit einem Toast auf Weimar, auf den Herzog und auf die Gelehrten und Dichter an dessen Hofe, worauf er sein Lieblingslied, Schillers Lied „An die Freude“ zu singen anfieng. Alle stimmten mit ein. Nach dem Gesange brachte er noch ein Hoch auf den Dichter des Liedes aus, worauf der blasse Herr, den der Fremde als seinen Wirt betrachtete, ihm mit herzlichen Worten dankte. Der Professor aus Ungarn war natürlich nicht wenig erstaunt und überrascht, als einer aus der Gesellschaft, ein lebhafter alter Herr, auf ihn trat und sagte: „Der da, lieber Herr Professor, ist unser Schiller, dieser ist Goethe und ich bin der alte Wieland.“



**Weibliche Keryte** hat es schon lange vor unserer Zeit gegeben, und zwar waren es außer geistlichen Frauen, wie der Heiligtum von Bernode, vielfach fürstliche Damen, die sich ihren Mitmenschen hilfreich erwiesen. Hatte in den Tagen der Minnesänger der verwundete Ritter bei seiner Dame Pflege gefunden, so half die Burgfrau ihrem Gemahl die Weulen, die er im Turnier oder bei einer Fehde davongetragen hatte. Oft genug erforderte sie selbst Heilmittel, die großen Ruhm erlangten. So gab es am Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts ein Lebenswasser der Gräfin von Mansfeld, ein Wasser wider die Ohnmacht von der Gräfin von Zimmern und das berühmte „guldene Karfunkel- oder Herzwasser der Kaiserin“ (nämlich der Gemahlin Kaiser Maximilians I. Während die Kurfürstin von Sachsen und die Pfalzgräfin von Neuburg die Heilkunst praktisch ausübten, beschäftigte sich die Gräfin von Kent theoretisch damit und gab ein pharmaceutisches Handbüchlein heraus. Auch existiert ein umfangreiches Werk von einer anderen fürstlichen Dame, die es zwar nicht selbst geschrieben hat, aber es doch hat schreiben lassen

und von der der Schweizer in der Vorrede sagt: „Darnach wolle er auch danken thun — fräule Eleonore lobesan — Aus fürstlichen Stam erbornen — Vom Haug zu Wärlenberg geboren — Welche dieß Buch bey ihren Tagen — Mit Fleiß hat lassen zusammen tragen — Hat auch dz. mehrtheil dieser Stück — Selbst practicirt mit großem Glück.“ — Ueber diesen fürstlichen Damen beschäftigten sich auch vielfach alte Frauen in Dörfern und Städten mit der Arzneikunst zum großen Aerger der Aerzte. „Kaum eine Krankheit oder Symptom gibt es“ — so schreibt einer der alten Herren entrüstet — „gegen das jene neunmal klugen alten Weiber nicht ein abergläubisches Mittel anzuwenden wußten.“

**Kostbare Bücher.** Der amerikanische Truffkönig und Großmillionär Pierpont Morgan bewahrt in seinem Schatzgewölbe ein Buch auf, für welches er in London die Kleinigkeit von 105 000 Mark bezahlt hat. Es ist dies ein Exemplar des „Psalmodium Coder“, gedruckt bei Johannes Just und Schöffer i. J. 1459. Es sind davon nur neun Exemplare vorhanden, die das Datum 1457 und zwölf, die das Datum 1459 tragen. Die letzteren allein enthalten das athanasianische Glaubensbekenntnis. Von den Bücherliebhabern wird behauptet, daß ursprünglich beide Ausgaben nur in 14 oder 15 Exemplaren abgezogen worden seien. — Noch wertvoller wird ein Buch werden, dessen Herausgabe der englische Verleger George D. Sproul vorbereitet. Es ist eine Ausgabe der Werke von Charles Dickens, von der jedes Stück 520 000 Mark kosten soll. Die Ausgabe, die den Namen „St. Dunstan's Illuminated Dickens“ tragen soll, wird eine der teuersten Prachtausgaben sein, die jemals in den Handel kommen. Es werden nur 15 Exemplare zu je 130 Bände gedruckt; davon sind acht für Amerika und sieben für England bestimmt. Sechs Bände befinden sich jetzt im Druck, das ganze Werk wird in drei Jahren vollendet sein. Die genannten Bücher übertrifft jedoch an Kostbarkeit ein Buch, das eine sehr reiche und fromme Spanierin dem Papste zum Geschenk gemacht hat. Dieses Buch, das wohl mancher haben möchte, besteht aus lauter Tausendpfennig-Banknoten — fürwahr, ein kostbares Buch, wie es keine Bibliothek der Welt besitzt.



## Aufgaben und Räthsel.

### Buchstaben-Quadrat.

|   |   |   |   |   |   |   |   |   |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| a | a | a | a | a | a | a | b | b |
| c | c | c | b | b | b | b | d | d |
| e | e | e | e | e | f | f | f | g |
| g | g | h | h | h | h | i | i | i |
| i | i | i | i | i | i | i | i | i |
| l | l | m | u | n | n | n | n | n |
| n | n | o | o | p | r | r | r | r |
| r | r | s | s | s | s | s | t | t |
| t | t | t | t | t | u | n | n | n |

Die Buchstaben des beistehenden Quadrates sollen derartig geordnet werden, daß in den wagerechten Reihen Städtenamen ein eben. Die Diagonale von links oben nach rechts unten nennt, bei richtiger Ordnung der Wörter, den Namen einer Nordsee-Insel. Es sollen Städte gewählt werden aus: Württemberg, Thüringen, Tirol, Sachsen, Westpreußen, Schlesien, Posen, Bayern und Pommern.

### Auflösungen aus voriger Nummer.

#### Versteckträthsel.

|                     |   |          |
|---------------------|---|----------|
| der Reine           | = | Erle     |
| Wein Selterwasser   | = | Isel     |
| Brille ergänzt      | = | Leer     |
| Die Vaterlandsliebe | = | Ewa      |
| komme in den        | = | Minden   |
| Schwerin kannte     | = | Isula    |
| Rittau sendet       | = | Tausend  |
| was Serpentine      | = | Wasser   |
| Briefe selbst       | = | Esel     |
| ich neu montieren   | = | Tanenmon |
| Welle Danzig        | = | Weda     |
| wie der             | = | Eder     |

Eile mit Weile.

#### Citatenräthsel.

Willst du in meinem Himmel mit mir leben —  
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

(Schiller).

#### Rebus.

Erst im Sarge endet des Menschen Sorge.

(Wäfer).

**Patente etc.** erwirkt  
**Ernst Franke,** Civ.-Ing.  
Bahnhofstr. 10



## Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

~ ~ ~ Poesie und Prosa. ~ ~ ~



„Frau Birnin, hat Sie gut Bier und Wein? Wo hat Sie Ihr schönes Töchterlein?“  
 „Ja heb blot Dümbeer und saur Melk, und min Dochter mutt Melk upladen.“

— X —

### Ungewohnt.

„Herr Müller, ich habe Sie vorgeladen, damit Sie sich äußern können, ob Sie die von Ihrer Frau in der Verlassenschaft der Mutter derselben abgegebene Erklärung genehmigen.“  
 „Ich eine Erklärung meiner Frau genehmigen? Sie meinen doch wohl umgekehrt?“

### Mißtrauisch.

„D.“ sagt ein Handlungsreisender nach der Rückkehr von einer Geschäftstour zu seinem Prinzipal, „nach Zweifels- haufen gehe ich nicht wieder. Sie können sich garnicht vor- stellen, wie mißtrauisch dort die Bevölkerung ist! Wir wollten sie fast nicht glauben, daß ich — Meier heiße!“

# Der falsche Bazillus.



Professor Koch entdeckt im Stille,  
Im Nordhäuser die Rausch-Bazillen.

In juchten diesen Bazillen,  
Sah er ihn schnell in Spiritus.

„Ha,“ denkt sein Diener August Flaps,  
„Das ist gewiß ein feiner Schnaps!“

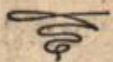
Flaps kitzelt, wie vom Schlag gerührt  
Er ist mit Rauschkoff inhiert!

## Das letzte Lied.

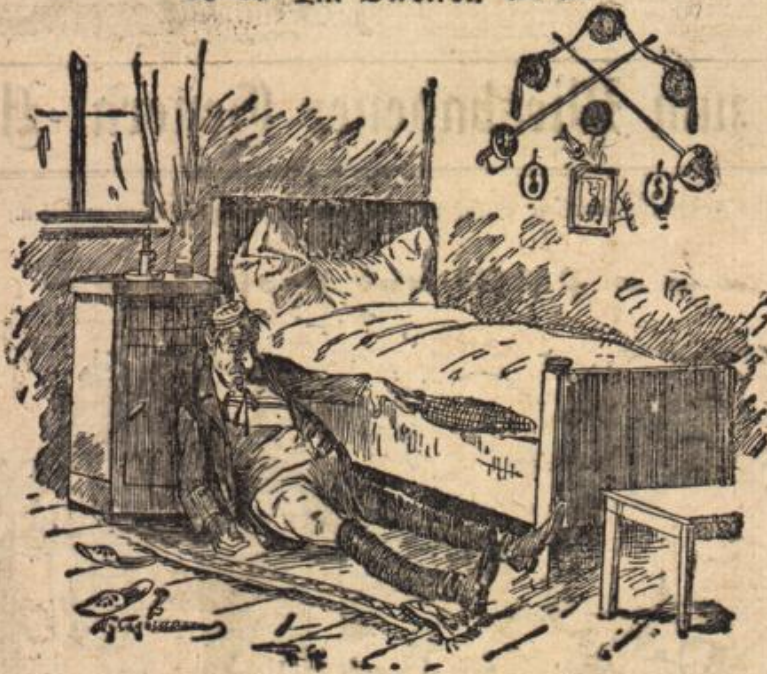
Dir janchte ich die ersten  
Lieder  
Einst zu in längst ver-  
klungener Zeit;  
Dir weih' ich auch dies  
letzte wieder  
Trotz Haß und Groll und  
Bitterkeit!

Dereinst sind Blüten sie  
gewesen,  
Geweht vom reichen  
Baume Glück;  
Wenn ich Dir hundert  
aufgelesen,  
Gewann er hundert  
schnell zurück.

Doch längst ging's nun mit  
ihm zu Ende;  
Wurm Falschheit hat ihn  
angenagt.  
Dies ist die letzte dürre  
Spende,  
Vom wilden Sturm  
herabgejagt!



## Im Zweifel.



„Jetzt weiß ich nicht, bin ich erst bekneipt, bin ich noch bekneipt,  
bin ich schon bekneipt, oder bin ich wieder bekneipt?“

## Der Unverschämte.

Arzt: „Wenn jemand  
kommen sollte, so sagen  
Sie, ich sei verreist!“

Diener: „Auch wenn  
ein Patient kommt?“

Arzt (wütend): „Un-  
verschämter Patron, Sie  
sind zum Ersten entlassen;  
haben Sie verstanden!“

## Tüchtig.

„Keine Stellung kann  
Ihr Sohn bekommen?  
Da ist er wohl recht un-  
tüchtig in seinem Fach!“  
„Der untüchtig? So-  
gar im Buchthaus haben  
sie 'n in seinem Fach be-  
schäftigt!“

## Druckfehlerteufel.

Visette schlug den  
Schleier zurück, und der  
junge Mann erblickte das  
Ideal seiner Träume, ein  
liebliches Mädchen mit  
blühenden Wangen.

## Kindlich.

Hans (der Freitags im Zoologischen Garten gewesen  
ist): „Mama, kriegen die Tiere Freitags auch Fisch?“

## Im Eiergeschäft.

Frau: „Hören Sie, das frische Ei, welches Sie mir diesen  
Morgen für das faule gegeben haben, war ja wieder faul!“

## Der falsche Bazillus.



Die Professoren sagen all:  
„Das ist ein interessanter Fakt!“

Man nimmt ihn in die Heißluft-Kur  
Für Rauschbazillen-Reinkultur.

Noch kein Bazill entwickelt sich,  
Der Kopf nur brummt ihm fürchterlich!

Am andern Tag war — Heureka —  
Statt des Bazill ein Fater da!

## Beim Wort genommen.



„Sie glauben nicht an meine Liebe  
— wenn Sie mich nicht erhören, werde  
ich mich töten!“

„Sie könnten mir auf der Stelle  
diese Probe ablegen — vielleicht dann?“

## Logisch.

In den Studiosus Kummel und Kummel  
Gritt ihr Kollege Studiosus Kummel.

Im Vertrauen sag' ich's Euch meine Lieben,  
Beim Rektor seid Ihr schlecht angeschrieben.

Er äußerte sich: Professor Kump:

„Der Ein' ist ein Narr, der Andere ein Kump.“

Auf fährt der Kummel: „Auf Jerevis“,  
Nicht ungekrast hingehn soll ihm dies.

Freund Kummel aber spricht mit Lachen:  
Was willst Du denn mit dem Rektor machen?

Ganz einfach, ich ordere ihn zum Duell,  
Ich schick' meine Zeugen ihm zur Stell'.

Den Rektor fordern, warum nicht gar,  
Ruft Kummel, o Kummel, Du bist ein Narr.

Schon hat ihn Kummel am Arm gepakt,  
Wie war dies, ruft er, was hast Du gesagt?

Drauf Kummel: Mir scheint in übler Laune  
Grißt Du mit mir einen Streich vom Zaune.

Nein, nein, wiederhol' es, ob ich auch recht  
Vernommen, das ist's, was ich wissen müht'.

Nun gut denn, wenn Dich die Neugier plagt,  
Dass Du ein Narr bist, hab' ich gesagt.

Das gibt der Sache ein anderes Gesicht,  
Spricht Kummel, jetzt fader' ich den Rektor nicht.

Denn nunmehr weiß ich es, lieber Freund,  
Mit dem Kumpen hat er nicht mich gemeint.

Bröcher.

## Für's Leben.

Dame (mit ihrer Freundin am Standesamt vor-  
beigehend): „Also Ihr seid heute sechs Wochen ge-  
schieden?“

„Ja, und es waren gerade drei Monate, daß wir  
hier für's Leben verbunden wurden!“

## Grabschrift.

Ein edler Jüngling ruhet hier, ihr Lieben.  
O weh! Er dient dem Wurm zum Futter!  
Er starb zu früh. Er hat sich aufgerieben  
Im Kampf mit seiner Schwiegermutter.

## Aus der Rolle gefallen.

Professor: „Sagen Sie, Herr Kandidat, was  
tun Sie, wenn Sie Jemand verklagen wollen?“

Kandidat (herausplatzend): „Ich gehe zum Rechts-  
anwalt, Herr Professor!“

## Gastfreudlich.

„Wann kommst Du denn morgen? Ich hoffe, mög-  
lichst früh!“

„Wenn's Dir recht ist, um sieben!“

„Natürlich, wir essen dann einfach schon um sechs  
zu Abend!“

## Selbstbewusst.

„Höre, Kam'rad heiraten nun doch die kleine  
Kontessel!“

„Ach ja, braves Mädel . . . hat's tatsächlich  
verdient!“

## Gefährliches Vergnügen.



Leni: „I bitt Di, Sepp, geh nüt eini! Dia leicht kunnst  
durt um's Aug kumma!“

Sepp: „Halt' mi wut auf, eini muß i — a Aug' riss'at i!“

## Ein Pfiffikus.



Herr Tröpfel kommt täglich, wenn er zum gewohnten Abendschoppen geht, an einem Brunnen vorbei. Da bleibt er regelmäßig steh'n und denkt sich, daß man seinen Durst mit Wasser doch ebenso schnell und billiger löschen kann. Gesagt — getan. „So,“ sagt sich Herr Tröpfel dann, „heut hab' ich mindestens zwanzig Pfennig gespart, dafür kaufe ich mir aber — Bier!“

## So — so.

Beitrunkener: „Entschuldigen Sie, ist das die Sonne oder der Mond?“

„Ich weiß es nicht, ich bin hier fremd!“

## Malkös.

A.: „Hier rauchen Sie sich mal diese Cigarre an, das ist was Gutes, die muß mit Verstand geraucht werden.“

B.: „Ach, deshalb geben Sie sie fort!“

## Protzig.

Auffeher (im Museum): „Nein Herr, das Rauchen ist hier verboten, Sie haben zehn Mark Strafe zu bezahlen.“

Proß: „Hier haben Sie zwanzig Mark.“

Auffeher: „Ja, ich kann aber leider nicht wechseln.“

Proß: „Na, wissen Sie was, dann werde ich noch eine Cigarre rauchen!“

## Na, nu aber.



Herr: „Nein, Frau Direktor, die Kälte hier im Gebirge um diese Jahreszeit ist doch unerhört! Mich friert es heut am ganzen Körper!“

Dame: „Es ist allerdings jetzt sehr kalt hier, daß es Sie aber sogar in Gesellschaft einer Dame friert, finde ich sehr ungalant, Herr Doktor!“

## Gedankensplitter.

Auf den Schulen lernt man alles, was man zum Lebensunterhalt nicht braucht.

## Stimmt.



Fremder: „Was ist denn das für ein riesiges Gebäude?“

Dienstmann: „Das ist das Zuchthaus!“

Fremder: „Na, da kann man sich ja drin verlaufen!“

Dienstmann: „Das glaub' ich; mancher hat schon Jahre gebraucht, um wieder rauszukommen.“